

Afrikanisches Großraubwild

Biologie, Schäden, Schutz, Hege und Jagd

Dr. Volker Guthörl

2001



Wildland Weltweit - *The Wildlife People*



Les éditions - Wildland Weltweit - Verlag
25 rue Principale, F-57720 Rolbing, France
50 Krige Laan, Irene 0062, South Africa

www.wildlandweltweit.de

Afrikanisches Großbraubwild

Biologie, Schäden, Schutz, Hege und Jagd

© 2001 ***Dr. Volker Guthörl & Les éditions Wildland Weltweit***

Neither this book nor any part of it may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopying, microfilming, and recording, or by any information storage or retrieval system, without prior permission in writing from the publisher and the author. Such consent does not extend to copying for general distribution, for promoting, for creating new works, or for resale. Specific permission must be obtained in writing from the publisher and the author for such copying. Direct all inquiries to: Les éditions Wildland Weltweit.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, des Vortrages, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfalle nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Verwendung in anderen Medien oder in Seminaren, Vorträgen etc. nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages und des Autors.

Bildnachweis

Alle Bilder stammen von Dr. Volker Guthörl oder Stella Guthörl

Afrikanisches Großraubwild

An Löwe und Leopard denken wir zuerst. Sie sind wehrhaft. Sie gehören zu den "Big Five", sind synonym mit afrikanischer Wildnis, wie Elefant, Nashorn oder Kaffernbüffel. Dann denken wir vielleicht an den Geparden. Er ist kaum wehrhaft, doch jagdlich durchaus interessant. Der Rotluchs, auch Karakal genannt, ist keine leichte Beute. Die Jagd ist reizvoll und schwierig. Für manchen Farmer wird er zur Plage, denn er schlägt auch Kleinvieh. Doch der afrikanische Luchs ist zu klein. Warum kommen uns Wildhunde und Hyänen, ganz zu schweigen vom Bärenpavian, wenn überhaupt, dann erst viel später in den Sinn? Nicht zuletzt sind Seebären und Krokodile, wenn auch im Wasser lebend, afrikanisches Großraubwild. Auf die Raubvögel wollen wir hier nicht eingehen. Sie bräuchten eine eigene Betrachtung.

Bärenpavian (*Papio ursinus*)

Zoologisch gehört der Pavian nicht zur Ordnung der Raubsäuger. Dennoch jagen Paviane selbst größeres Wild, bis zur Größe von Buschbock oder Impala. Am Vieh kann der Pavian mehr Schaden als der Leopard. An der Fischflussschlucht, wo Kleinviehhaltung vorherrscht, verloren wir die meisten Ziegen durch Paviane, obwohl Leoparden, Rotluchse und Schakale dort häufig sind. Ein männlicher Pavian wird über 40 Kilo schwer. So ist er stärker als mancher "Trophäenleopard".

Der Pavian ist wehrhaft. Kein Leopard vergreift sich ohne Not an einem starken Pavian. In der Trockenzeit versiegen viele Wasserstellen und die Veldkost wird rar. Dann besetzten Paviane gelegentlich unseren Garten, wenn wir nicht auf der Farm waren. Die Arbeiter wurden angegriffen und aus dem Garten vertrieben. Erst wenn ich mit Büchse oder scharfen Hunden hinzukam, suchten die Affen das Weite. Vor die Wahl gestellt, würde ich eher einen Gepard mit bloßen Händen aus der Falle holen, als einen großen Pavian.

Die langen Eckzähne sind beeindruckend. Der Schädel ist eine interessante Trophäe. Doch ein ausgestopfter Pavian wirkt in der Trophäenhalle eher kurios. Deshalb zählen wir ihn nicht zum eigentlichen Großraubwild.

Afrikanischer Seebär (*Arctocephalus pusillus*)

Im kalten Benguelastrom und an der südwestafrikanischen Küste lebt der Afrikanische Seebär. Anders als der Bärenpavian, ist er ein echtes Raubtier. Starke Bullen können über 350 kg schwer werden und sind damit deutlich stärker als ein Mähnenlöwe. In der Brunft sind sie sehr aggressiv. Die Jagd ist ein unvergleichliches Naturerlebnis, manchmal riskant, aber auch äußerst spannend. Die Trophäen sind die gleichen wie bei den Landbären: der starke Schädel und die Decke oder eine Dermoplastik. In Jagen Weltweit Nr.3, 1995, haben wir die Seebärenjagd an der Skelettküste bereits beschrieben. Das Spannungsfeld um Schutz und Erhaltung der Art, die Schäden für die Fischerei und nachhaltige Nutzung, wurde ebenfalls geschildert. Um Wiederholung zu vermeiden, wollen wir hier auf dieses sonst wenig beschriebene Großraubwild nicht näher eingehen.

Hyänen (*Hyaenidae*)

Drei Hyänenarten gibt es in Afrika: Streifenhyäne (*Hyaena hyaena*) und Braune Hyäne (*Hyaena brunnea*), letztere wird auch Strandwolf genannt, sind heimliche, meist nachtaktive Kleintierjäger und Aasfresser. Sie leben eher einzelgängerisch. Größere Beute wird nur gelegentlich gerissen. Jagdlich haben sie geringe Bedeutung. In manchen Ländern sind sie gar geschützt.

Die Tüpfelhyäne (*Crocuta crocuta*) hingegen, ist nicht nur Aasfresser, sondern auch Großwildjäger. Alleine oder in kleinen Trupps, jagt sie überwiegend kleineres Wild. Doch wenn es sich ergibt, rottet sich ein großes Jagdrudel zusammen. Dann wird größere Beute angegriffen, selbst Büffel, Giraffe, Nashorn, Flußpferd und schwache Elefanten. Das Opfer wird eingekreist und von allen

Seiten attackiert. Schließlich wird die Beute bei lebendigem Leibe zerrissen. Ein altersschwacher Elefant wird unablässig verfolgt, immer wieder aufgemüdet, bis er schließlich aufgibt.

Trotz starker Nachstellung, hat die Tüpfelhyäne bis heute eine ausgedehnte Verbreitung. Außer im Regenwald, kommt sie in fast allen Lebensräumen südlich der Sahara vor. Sie braucht nur reichlich Fraß, in Form von Wild, Aas oder Abfällen - und Trinkwasser. Im Innern ausgedehnter Wüsten fehlt sie, weil es an Nahrung und Wasser mangelt. Zwar kommt die Hyäne tagelang ohne Trinkwasser aus. Doch in der Namibwüste beispielsweise, werden Distanzen von über 100 km zurückgelegt, um zur nächsten Wasserstelle zu gelangen.

Hyänen haben das stärkste Gebiß aller Landräuber. Mit bis zu 80 kg Gewicht, sind sie so schwer wie ein starker Leopard. In der Überzahl, vertreiben Tüpfelhyänen gelegentlich selbst Löwen vom Riß. Mancherorts stellen sie die alten Vorstellungen gar auf den Kopf: Die Tüpfelhyänen jagen das Großwild, und die Löwen leben von der Beute, die sie den Hyänen rauben. Nicht selten enden solche Beutekämpfe tödlich. Wo beide Großräuber vorkommen, gehen über 50% der Sterblichkeit bei den Hyänen auf das Konto von Löwen. Aber auch ein Löwe hat schlechte Aussichten, wenn er im Streit von einer Hyäne gebissen worden ist.

Für den Menschen ist die Hyäne grundsätzlich ungefährlich. Krankgeschossen, greift sie nicht an und sucht möglichst das Weite. Doch aus der Falle würde ich eine Hyäne mit bloßen Händen nicht herausholen. In die Enge getrieben, wird auch sie zum wehrhaften Gegner. Nachts ist Vorsicht angebracht. Menschen, die am Boden liegen, passen ins Beuteschema. Nach neueren Forschungen weiß man, daß Hyänen, ruhende Antilopenherden gezielt nach Tieren absuchen, die im Tiefschlaf sind. Hat man kein Zelt, sollte man am brennenden Lagerfeuer oder mit dem Kopf an einem Baum, Felsen oder unter dem Fahrzeug schlafen. Schon mancher wurde nachts von Hyänen aus dem Schlafsack gezerrt und übel zugerichtet. Selbst wenn man überlebt, sind die Wunden fürchterlich. Vor Jahren sah ich einen Schwarzen, dem nach einem solchen Erlebnis das halbe Gesicht fehlte!

Jagdreviere können, je nach Lebensraum, zwischen 25 und 2000 km² groß sein. Sind die Streifgebiete wegen Nahrungsmangel sehr ausgedehnt, dann sind die eigentlichen Territorien kleiner. Benachbarte *Clans* werden in den Randbereichen des Reviers geduldet; nur die Kerngebiete werden gegen fremde Artgenossen verteidigt. Grenzen werden geruchlich markiert. Losung wird abgesetzt, die Sekrete der Zwischenzehendrüsen durch Scharren verteilt und die extrem stark riechenden Absonderungen der Analdrüsen auf Grasbüschel, Zweige und andere Objekte geschmiert. Nur bei Sichtkontakt mit Eindringlingen, bei Auseinandersetzungen am Riß und innerhalb ihres *Clans*, verständigen sich Hyänen mit den allgemein bekannten, lauten Rufen und Kontaktlauten.

Überwiegend nacht- und dämmerungsaktiv, jagen Tüpfelhyänen manchmal auch tagsüber. Ihr Aktivitätsrhythmus scheint stark von der Aktivität der Hauptbeutetiere abzuhängen. Wie andere Raubtiere, verbringen sie die heiße Tageszeit im Schatten von Bäumen, Felsen oder Höhlen, wenn sie vollgeludert sind. In der kühlen Jahreszeit ruhen sie gerne in der wärmenden Sonne.

Geräusche vernehmen Hyänen sehr gut. Der Gesichtssinn ist hervorragend, auch in der Dunkelheit. Ihr Geruchssinn ist fast unglaublich gut: Einst sahen wir, vom Kleinflugzeug aus, eine Tüpfelhyäne mitten in der Dünennamib, die ganz gezielt in eine Richtung trabte. Im Dünensand war keine Fährte zu erkennen, der sie vielleicht gefolgt wäre. Auf dem Rückflug am nächsten Morgen, fanden wir die Hyänenfährte im losen Dünensand und folgten im Tiefflug. Schließlich entdeckten wir den Räuber an einem Oryxkadaver. Fast 100 km hatte die Hyäne seit dem Vortage zurückgelegt, um hierher zu gelangen. Wie, wenn nicht durch Witterung, konnte sie erfahren, daß mitten im Sandmeer ein Kadaver lag?

Tüpfelhyänen haben ein interessantes, matriarchalisches Sozialgefüge. Wie bereits angedeutet, bilden sie *Clans* oder Sippschaften, gelegentlich über 20 Köpfe stark, in denen die Weiber dominieren. Die Größe der Sippschaft ist vom Lebensraum abhängig. In nahrungsarmen Wüstengebieten sind die Verbände klein, manchmal nur drei bis vier Tiere stark.

Die Gehecke sind meist Zwillinge, und zwar beiderlei Geschlechts. Von Geburt an ist das Weibchen aggressiver und dominant. Es erkämpft sich mehr Nahrung, wächst schneller und wird kräftiger als sein Bruder. Bei Nahrungsmangel verhungert zuerst das Männchen. Adulte Weiber sind deutlich stärker als Rüden. Ungewöhnlich hohe Androgenkonzentrationen, also männliche Hormone, wurden bei weiblichen Hyänen festgestellt. Das erklärt nicht nur die extreme Aggressivität, sondern auch den großen Scheinpenis, zu dem die Klitoris heranwächst. Die alten Griechen hielten Hyänen deshalb für Zwitter.

Für kommerzielle Viehzüchter, sind Tüpfelhyänen eine Bedrohung. Wo sie auftauchen, reißen sie alles, vom Huhn bis zum wertvollen Zuchtbullen. Sie zerbeißen Autoreifen, Wasserleitungen und andere Farminstallationen. Deshalb sind sie auf Farmland unerwünscht. In Südafrika wurden sie im Laufe des vergangenen Jahrhunderts weitgehend ausgerottet. Mit Falle und Gift ist es einfach, einen Bestand innerhalb kurzer Zeit zu vernichten. Dagegen dauert es lange, bis Hyänen ein Gebiet wieder besiedeln, wenn es einst nicht mehr bewirtschaftet wird. Das mag wohl mit der besonderen Sozialorganisation zusammenhängen. Geschlechtsreife Jungtiere werden nicht aus dem Revier vertrieben, sondern in die Sippschaft integriert. Nur dürfen die männlichen Nachkommen sich in der Muttersippe nicht fortpflanzen. So wandern einige ab, um in einen anderen *Clan* einzutreten, nicht aber, um neue Gebiete zu erobern.

Jagdlich sind Hyänen durchaus interessant. Am Luder zwar relativ einfach zu erbeuten, ist ihr Schädel doch eine prächtige Trophäe. Als Ganzpräparat wirkt eine kapitale Hyäne recht imposant. Dennoch wird diese Raubwildart eher nebenbei erbeutet. Niemand geht wegen einer Hyäne auf Safari. Auf Jagd- und Wildfarmen sind sie deshalb nicht gerne gesehen. Hyänen schaden mehr, als sie über Abschußgebühren nützen könnten.

Auch als "Flaggschiffarten" für den Naturschutz kommen sie kaum in Frage. Nach wie vor weit verbreitet, ist ihr Ansehen als "feiger Aasfresser". Die schwache Hinterhand, hinkender Gang und manche Lautäußerungen, die wie Gelächter klingen, sind einem besseren Image nicht förderlich. So sind Naturschutzprojekte die Ausnahme, die der Hege von Hyänen gewidmet sind.

Die traditionellen Viehhalter Afrikas schätzen sie als Abfallbeseitiger und Gesundheitspolizei. Nicht nur Vieh, das an Krankheiten oder Seuchen zugrundegegangen ist, wird ihnen zur Beseitigung überlassen. Viele Hirtenvölker, so die Massai, übergeben ihre Toten den Hyänen. Deswegen hat die Hyäne eine bedeutende Stellung in Mythos und Religion afrikanischer Völker.

Afrikanischer Wildhund (*Lycaon pictus*)

Der Afrikanische Wildhund gilt als stark gefährdet. Es gibt zwar keine genauen Daten zur Bestandsituation in seinem riesigen Verbreitungsgebiet. Doch das gleiche gilt für den Leopard, und der gilt bei manchen Artenschützern auch als gefährdet. Den wissenschaftlichen Wert der "Roten Listen" wollen wir hier nicht diskutieren. Der Afrikanische Wildhund könnte tatsächlich stark bedroht sein; der Leopard ist es ganz sicher nicht. Wie kommt es aber, daß jeder Tierfreund den "vom Aussterben bedrohten" Leopard kennt, der Afrikanische Wildhund hingegen weithin unbekannt ist?

Die Wilden Hunde sind - man verzeihe den Ausdruck - ausgesprochen schön. Mit 20 bis 30 kg Körpermasse zwar deutlich geringer als ein Leopard, sind sie doch hochläufig und wirken deshalb groß und elegant. Die großen Gehöre, die langbehaarte Lunte, die langen Läufe, der ganze Körper mit schwarzen, weißen und gelben Flecken bunt gefärbt. Ähnlich dem Wolf, haben Wildhunde jedoch ein Sozialverhalten, das in den Grundzügen dem des jagenden Urmenschen ähnelt. Im Sozialverband herrscht Hierarchie. An der Spitze der Rote stehen Alpha-Rüde und Alpha-Hündin, die anderen Meuteglieder sind untergeordnet. Diese Rangordnung scheint mir der Grund, warum Wolf oder Hyänenhund keine guten "Flaggschiffarten" für den spendenwerbenden Naturschutz sind. *Die* Katze steht für Individualismus, Unabhängigkeit und weibliche Eleganz. *Der* Hund hingegen, ist Symbol für Rudelhierarchie, Unterordnung und männliche Aggressivität. - Was entspricht eher dem herrschenden Zeitgeist? Katzenfutterwerbung und "Kampfhundeverordnungen"

belegen: Für bestimmte Zielgruppen sind Katzen bessere Werbeträger als Hunde. Die "vom Aussterben bedrohten Großkatzen" bringen Spendengelder, nicht Wölfe oder Wilde Hunde!

Doch warum sind Wildhunde und Wölfe auch für Auslandsjäger wenig interessant? Gezielte Jagden auf Wölfe werden nur selten angeboten. Der Wolf wird eher nebenbei erlegt, wenn es auf Sauen, Bär oder Elch geht. Der Afrikanische Wildhund wird als Jagdwild überhaupt nicht angeboten. Zwar ist er heute in manchen Ländern geschützt, doch auch in der Vergangenheit war er jagdlich unbedeutend. Liegt es daran, daß Hundartige vom Jäger instinktiv als Jagdkumpan und nicht als Beute angesehen werden? Oder ist das große Streifgebiet ohne festes Territorium ein Hinderungsgrund für planmäßige Bejagung? Sie lassen sich nicht an ein Luder binden, sind heute hier und morgen weit fort. Bär oder Löwe lassen sich mit einiger Sicherheit auf einer zwei- bis dreiwöchigen Kurzsafari erbeuten. Doch kein seriöser Anbieter könnte die geringste Erfolgsgarantie auf Wolf oder Wildhund geben. Als Jagdwild haben die Afrikanischen Wildhunde keine Bedeutung; doch sie gehören zweifellos zum Großraubwild.

Das mächtige Gebiß und die starke Kaumuskulatur des Afrikanischen Wildhundes erinnern an eine Hyäne. Deshalb wurde er früher auch Hyänenhund genannt. Hauptbeute sind kleine bis mittelgroße Huftiere. Doch auch Großantilopen und Büffel werden gejagt. Im Rudel, das ausnahmsweise über 40 Köpfe stark sein kann, hetzen die Wilden Hunde ihre Beute bis zur Erschöpfung und reißen ihr Opfer schließlich in Stücke. Einmal in Fahrt, geraten sie in einen regelrechten Jagdrausch. Zweimal haben Wildhunde einen alten Büffelbullen mitten durch unser Camp gehetzt, ohne abzulassen. Dann haben sie ihn in Sichtweite niedergezogen. Das ist kein Einzelfall. Wildhunde sind berühmt und berüchtigt für ihre Effektivität. Siebzig bis neunzig Prozent der angefangenen Jagden sind erfolgreich. Mit dieser Erfolgsquote lassen sie andere Großraubtiere weit hinter sich.

In starkem Gegensatz zu ihrer rabiaten Jagdweise, sind sie untereinander ausgesprochen freundlich. Das Rangordnungsverhalten ist stark ritualisiert, Kämpfe oder Beißereien kommen kaum vor. An der Jungenaufzucht beteiligen sich alle. Bis zu zehn und mehr, im Schnitt etwa acht Welpen, werden gewölft. Geht die Mutter zugrunde, adoptiert eine andere Hündin. Einen Wurf, der erst drei Wochen alt war, zogen mehrere Rüden zusammen auf, nachdem die Mutter und einzige Hündin im Rudel eingegangen war. Geht ein Teil der Rotte zur Jagd, bewachen andere den Bau. Futter wird von den heimkehrenden Jägern ausgewürgt, wenn Welpen und Wächter darum betteln. Ältere Welpen, die zum Reiß folgen, haben immer den Vortritt an der Beute. Selbst alte, kranke und schwache Rudelgenossen werden mitversorgt, solange dies möglich ist.

Als Lebensraum werden offene Landschaften bevorzugt, denn Wildhunde jagen auf Sicht. Von Trinkwasser sind sie unabhängig. Deshalb leben sie auch in der zentralen Kalahari, in der es monatelang kein Wasser gibt. Gelegentlich verjagen sie Hyänen von einem frischen Reiß. Im Gegensatz zu diesen, haben sie einen ausgeprägten Meuteinstinkt und sind deshalb überlegen. Doch Aas oder gar menschliche Abfälle nehmen Afrikanische Wildhunde nicht an. Deshalb werden sie auch nicht von menschlichen Siedlungen angezogen, wie etwa Hyänen oder Schakale.

Im Allgemeinen greifen sie keinen Menschen an. Doch es gibt Ausnahmen. Kürzlich berichtete ein südafrikanischer Jäger, der in der Kalahari einer kranken Oryx gefolgt war, von einer kopfstarken Meute, die ihn einkreiste und attackierte. Durch Warnschüsse konnte er die Wilden Hunde etwas zurückdrängen, aber nicht vertreiben. Da er nicht genug Munition hatte, wurde dem Jäger die Sache unheimlich. Er brach die Nachsuche ab. Nachdem eine Jagdzeitschrift davon berichtete, schrieben mehrere Leser, die Ähnliches erlebt hatten. In dem geschilderten Fall hatten die Wildhunde den kranken Gamsbock wohl ganz in der Nähe gerissen und in Besitz genommen. Diese Beute verteidigten sie gegen den Jäger, so wie sie dies auch gegen Hyänen und Löwen tun.

Das Areal des Afrikanischen Wildhundes umfaßte einst den ganzen afrikanischen Kontinent, ausgenommen Vollwüsten und tropische Regenwälder. Aus Nordafrika ist er schon sehr lange verschwunden. Nur altägyptische Kunstwerke, rund 5000 Jahre alt, zeugen noch von Wildhunden im Land am unteren Nil. In Südafrika und Südwestafrika ist der Afrikanische Wildhund im Laufe des vergangenen Jahrhunderts bis auf wenige Restvorkommen ausgerottet worden, denn Wildhunde auf Farmland und kommerzielle Viehzucht lassen sich nicht vereinen. Ihre Art, die Beute bei

lebendigem Leibe zu zerreißen, machte sie früher auch bei Naturschützern unbeliebt. Noch vor wenigen Jahrzehnten, wurden Wildhunde in manchen Naturreservaten als Schädlinge bekämpft. Bis heute zögert man, Afrikanische Wildhunde in kleineren und mittleren Reservaten wieder anzusiedeln. Das rezente Areal reicht von den Inselgebirgen der Sahara im Norden, über den breiten Savannen- und Steppengürtel West-, Zentral- und Ostafrikas, bis ins südliche Mosambik, den Krügerpark und die südliche Kalahari. Wegen der desolaten Verwaltungsstrukturen in den meisten Staaten seines Vorkommens, ist die aktuelle Bestandssituation kaum sicher einzuschätzen. Häufig und im Bestand gesichert, ist der Afrikanische Wildhund aber wohl nur noch in wenigen Gebieten Ostafrikas und im südlichen Zentralafrika.

Gepard (*Acinonyx jubatus*)

Noch in historischer Zeit, erstreckte sich das Areal des Geparden über ganz Afrika und weite Teile Asiens. Die englische Bezeichnung *Cheetah* ist von dem Hindinamen *Chita* abgeleitet. In Indien lebten Geparden noch bis Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die alte Bezeichnung "Jagd leopard", die in dem afrikaansen Namen *Jagluiperd* weiterlebt, bezieht sich auf den Gebrauch als Jagdgehilfe. Die Hetzjagd mit Geparden, war seit dem Altertum bis in die Neuzeit in fast allen Ländern seines Vorkommens üblich. Bereits um 3.000 v. Chr. hielten die Sumerer Jagdgeparden, danach kennt man sie als Jagdhelfer und Begleiter hochstehender Personen im alten Ägypten. Auch die alten Perser, Griechen und Römer hatten Jagdgeparden. Im 11. und 12. Jahrhundert war die Jagd mit Geparden in Rußland, Syrien und Palästina weit verbreitet. Marco Polo berichtet im 13. Jahrhundert von dem Mongolenherrscher Kublai-Khan. Der hielt etwa tausend Jagdgeparden. Vor der Jagd trugen sie Hauben, ähnlich Beizvögeln, die erst abgenommen wurden, wenn Wild in Sicht kam. Noch im 16. Jahrhundert hatte der indisch-mohammedanische Großmogul Akbar eine ähnlich große Zahl von Geparden. Abessinische, nordafrikanische, armenische, arabische und indische Fürsten gebrauchten Jagdgeparden bis in die Neuzeit. In den dichten Wäldern Europas lebten keine Geparden. Nach Mittel- und Westeuropa kamen Jagdgeparden erst mit den Kreuzfahrten, die sie aus dem Orient mitbrachten. Danach war diese Jagdart auch an den europäischen Adelshöfen weit verbreitet. Der österreichische Kaiser Leopold I. soll mit ihnen sogar auf Rehe im Wienerwald gejagt haben.

Fast alle Jagd- und Zoogeparden waren und sind Wildfänge. Bis in die 19sechziger Jahre konnte der Gepard in Gefangenschaft nicht nachgezüchtet werden. Noch heute ist die Gefangenschaftszucht schwierig. Sehr empfindlich gegen verschiedene Krankheiten, leben Geparden in Gefangenschaft nicht lange. Daraus ergibt sich eine starke Nachfrage nach Wildfängen. Allein aus Namibia, wo ein noch starker Gepardenbestand existiert, wurden in den 19achtziger Jahren knapp tausend lebende Geparden legal exportiert. Als Wandschmuck und Pelz, ist die prächtige Decke ebenfalls sehr begehrt. Zwar ist der Handel durch das Washingtoner CITES untersagt, doch dieses Abkommen regelt nur die internationale Ebene. Illegale Geschäfte werden durch das Verbot noch lukrativer. National und lokal ist die Nachfrage ebenfalls groß. In den meisten Kulturen sind Felle von Großkatzen ein Statussymbol, auch bei Nichtjägern.

Die legale Trophäenjagd hat heute nur noch eine geringe Bedeutung für die Entnahme von Geparden aus der Wildbahn. Zur Zeit darf der Gepard nur in Namibia legal bejagt werden. Nach der offiziellen namibianischen Statistik, wurden in den 19achtziger Jahren insgesamt 190 Trophäengeparden erlegt. Das waren nur 2,8 % der gemeldeten Gesamtstrecke. Im gleichen Zeitraum wurden 5.670 Geparden von Farmern zum Schutz ihres Viehs erlegt; das waren 83 % der offiziellen Gesamtstrecke. Viele Farmer melden erlegte Schädlinge aber nicht oder nur gelegentlich. Daher ist die tatsächliche Zahl der als Schädlinge getöteten Tiere wesentlich größer. In den meisten anderen Ländern seines Verbreitungsgebietes gibt es überhaupt keine Statistik. Doch grundsätzlich ist die Lage überall ähnlich: Ein Hauptgrund für den drastischen Bestandsrückgang in den letzten Jahrzehnten, ist die Verfolgung durch Viehhalter und Farmer. Mit der fortschreitenden Kultivierung und intensiveren Nutzung der Steppen- und Savannengebiete, wurde der Gepard aus weiten Teilen seines alten Areals verdrängt. Außer einem kleinen Restvorkommen in Persien, leben

in Asien keine Geparden mehr. In Arabien und Nordafrika gibt es nur noch winzige Relikte. In West- und Zentralafrika sind Geparden selten geworden. Nur im östlichen und südlichen Afrika ist der Bestand noch relativ gut. Der Hauptbestand existiert heute in Namibia, und es klingt zunächst fast paradox: Etwa neunzig Prozent davon leben außerhalb der besonders geschützten Naturreservate, auf kommerziellem Farmland!

Zur Bejagung des Geparden gibt es nicht sehr viel zu sagen. Das Ganzpräparat oder die Decke sind prächtige Trophäen, aber der Gepard ist kein wehrhaftes Raubwild. Die jagdliche Herausforderung liegt darin, den Geparden zu finden, auf Schußentfernung heranzukommen und ihn sauber zu erlegen. Von Farmern werden Schadgeparden meist mit Gitterfallen gefangen. Die besten Standorte hierfür sind die sogenannten Spielbäume sowie oft frequentierte Zwangswechsel an schakalsicheren Zäunen. Ein Luder nimmt der Gepard nicht an.

Auf der Trophäenjagd gelten ähnliche Kriterien. Spielbäume sind markante Punkte im Revier, meist große, etwas schrägstehende Bäume an etwas erhöhten Stellen. Sie dienen als Ruheplätze, Aussichtsplattform und sozialer Mittelpunkt der Geparden in einem Revier. Frische Kratzspuren am Stamm, Fährten und Losung verraten die Anwesenheit der Großkatzen. Pirsch oder Ansitz in der Nähe eines Spielbaumes oder Zwangswechsels können erfolgreich sein. Da der Gepard seine Beute gerne zur nächsten Deckung in Sicherheit bringt, lohnt es sich immer, einer frischen Schleifspur zu folgen. Der Ansitz an einer Wasserstelle ist ebenfalls erfolgversprechend.

Obwohl auf vielen Farmen üblich, halte ich die Jagd an der Wasserstelle für wenig waidgerecht. Fast alle Tränken auf Farmland sind künstlich angelegt. In der Trockenzeit wirken sie wie Magnete auf das Wild. Es sind schöne Stellen zum Beobachten. Doch die Jagd an einer Wasserstelle in der Trockenzeit entspricht der Jagd an einer Fütterung in der Notzeit! Viele afrikanische Farmer nehmen es nicht so genau, aber als Jagdgast sollte man bereits vor der Jagd klarstellen, daß man keine führende Katze schießt. Da ist es belanglos, ob diese dann doch vom Farmer als Schadwild getötet werden muß. Ein führendes Tier ist keine Trophäe!

Geparden sind überwiegend tagaktiv, mit Höhepunkten in der lichten Dämmerung. Als Ruheplätze werden Stellen mit Aussicht bevorzugt. Einzelgänger sind die Ausnahme. Meist sieht man kleine Gruppen. Diese bestehen entweder aus einer führenden Katze mit Nachwuchs oder aus Jungesellen. Nur in der Ranz sind Kuder und Katze für kurze Zeit zusammen. Ansonsten leben die Geschlechter getrennt, ihre Reviere können sich aber überschneiden. Je nach Lebensraum und Nahrungsangebot, werden Streifgebiete von 50 bis 1.500 Quadratkilometern genutzt. Das Territorialverhalten ist ganz eigenartig. Die Kuder setzen zwar Harn- und Losungsmarken, dulden aber andere Geparden in ihrem Streifgebiet. Ein frisch markiertes Gebiet wird allerdings für etwa 24 Stunden von anderen Geparden gemieden. Dadurch wird der Lebensraum nicht räumlich, sondern zeitlich aufgeteilt. Man spricht von einem "Zeitplanrevier".

Bevorzugt werden offene Lebensräume, in denen der Gepard auf Sicht jagen kann. Im dichten Wald fehlt er. Die verbreitete Vorstellung, Geparden lebten nur in baumarmen Steppen, ist aber falsch. Auch in Waldgebieten und im Dickbusch gibt es Geparden, wenn der Unterwuchs licht und das Beuteangebot gut ist. Andererseits werden baumlose Gebiete mit starkem und hohem Grasbewuchs zumindest saisonal gemieden. Dichte Bodenvegetation behindert die Jagd. Im Inneren der großen Wüsten fehlt der Gepard nicht wegen Wassermangel. Er kommt zur Not auch ohne Trinkwasser aus. Das beweisen die Vorkommen in der inneren Kalahari, wo es monatelang kein offenes Wasser gibt.

Der Schlüsselfaktor ist eine ausreichende Beutetierdichte. Das Spektrum reicht von Kleinsäugetern und Vögeln bis zur Großantilope, wobei letztere nur von mehreren Geparden gemeinsam überwältigt werden. Hauptbeute für Einzelgänger, sind kleine bis mittelgroße Gazellen und Antilopen bis etwa Impalagröße. Nach schneller Hatz, wird das Opfer mit den Vorderpranken von den Läufen geschlagen und durch Kehlbiß erdrosselt. Der Gepard hat keine scharfen Fänge, um die Beute sicher zu greifen und durch Genickbiß zu töten. Seine Krallen sind stumpf und die Fangzähne relativ schwach. Er klettert schlecht und vermeidet das Schwimmen. Er ist ein hochspezialisierter Hetzjäger.

Der Gepard gilt als das schnellste Landraubtier. Angaben von Spitzengeschwindigkeiten von über 100 km/h sind aber übertrieben, realistisch sind 80-90 km/h. Damit ist ein Gepard nur wenig schneller als ein Springbock, der nach eigenen Messungen in voller Fahrt 70-80 km/h erreicht und diese Geschwindigkeit kilometerweit durchhält. Der Gepard hingegen, kann seine hohe Sprintgeschwindigkeit nur über wenige hundert Meter halten. Durch Hakenschlagen, plötzliche Sprünge und größere Ausdauer, entkommen ihm deshalb viele Beutetiere.

Mit nur 10-30 % Erfolg bei den angefangenen Jagden, sind Geparden deutlich weniger effektiv als andere Großräuber. Der Energieverbrauch für die rasante Hetzjagd ist aber extrem. So können Geparden aus energetischen Gründen nur in Gebieten mit hoher Beutedichte leben. Nur dort sind Jagderfolge in kurzen Zeitabständen möglich. Diese enge nahrungsökologische Nische unterscheidet den Geparden von dem opportunistischen Leopard. Als Ursache für den Bestandsrückgang des Geparden, wird dieser Faktor nicht gebührend berücksichtigt. In weiten Teilen seines Areals, wurden die Hauptbeutetiere stark dezimiert. Wo gibt es in Asien, Indien, Arabien oder Nordafrika denn noch große Gazellen- oder Antilopenherden? So wurde seine natürliche Lebensgrundlage bereits zerstört, bevor die Viehzüchter dem Geparden den Rest gaben.

Verschärft wird das Energieproblem durch opportunistische Räuber, die dem Geparden oft die Beute abnehmen. Vor Hyänen, Wildhunden, Löwen und Leoparden zieht er sich ohne Widerstand zurück. Sein Gebiß ist zu schwach für eine wirksame Verteidigung. Zudem könnte die geringste Verletzung, seine Laufgeschwindigkeit und damit den Jagderfolg beeinträchtigen.

Gepardinnen bringen eins bis acht, in der Regel 3-4 Junge in einem gut getarnten Versteck zur Welt. In den ersten Lebenswochen werden sie alle paar Tage in ein neues Versteck getragen, um sie vor Feinden zu verbergen. Dennoch sind die Verluste durch Räuber sehr hoch. Die Gepardin muß jagen, um sich und ihren Nachwuchs zu versorgen. Doch selbst wenn sie anwesend ist, kann sie die Jungen gegen wehrhafte Räuber nicht schützen. Ihre größten Feinde sind Löwe, Leopard, Hyäne und Wildhunde. In Naturreservaten mit hohem Bestand dieser opportunistischen Großräuber, ist die Überlebensrate der Junggeparden fast null!

So haben wir bereits eine Erklärung für das scheinbare Paradoxon. In Naturreservaten ist der Gepard zwar vor menschlicher Verfolgung geschützt, es gibt aber viele, manchmal zu viele opportunistische Räuber. Sie nehmen ihm nicht nur ständig die Beute ab. Sie töten auch seine Jungen. So fehlt der Nachwuchs, und der Bestand geht langsam aber sicher zurück. Auf namibianischem Farmland hingegen, fehlen die opportunistischen Großräuber fast ganz. Obwohl der Gepard dort verfolgt wird, ist die Überlebensrate der Jungen doch hoch.

Diese Erklärung reicht jedoch nicht aus. Aus anderen Viehzuchtgebieten, wo die opportunistischen Großräuber ebenfalls fehlen, sind die Geparden ja verschwunden. Wir haben aber gesehen, wie wichtig die Beutetierdichte ist. Im Gegensatz zu anderen Gebieten, ist wildlebende Beute auf den kommerziellen Farmen in Namibia reichlich vorhanden. Sogar eine deutliche Zunahme der Schalenwildbestände seit etwa drei Jahrzehnten ist belegt. Die Gründe dafür sind bekannt: Durch die Wassererschließung für das Vieh, sind Tränken ganzjährig vorhanden. Der Raubdruck ist relativ gering, außer Leopard und Gepard gibt es kaum Großräuber. Die Bejagung ist nachhaltig. Viele Farmer hegen das Wild, seit im Jahre 1967 das Naturschutzgesetz geändert wurde. Die Landbesitzer wurden Eigentümer des jagdbaren Wildes auf ihrem Land. Zudem ist die Weidekonkurrenz zwischen dem Vieh und den meisten Schalenwildarten nicht so groß, wie in anderen Viehzuchtgebieten. Aus klimatischen Gründen sind die Bestockungsraten gering. Im Vergleich zu Regionen mit besseren Regenfällen, ist die Viehhaltung extensiv und läßt Raum für das Wild. Im Gegensatz zu den Viehhaltern in kommunalen Gebieten, neigen Privatfarmer weniger dazu, ihr eigenes Land zu übernutzen und durch Überweidung die ganze Vegetation zu zerstören. Manche Blattäser profitieren sogar von der extensiven Beweidung, weil große Gebiete zunehmend verbuschen.

Zu der hohen Beutetierdichte kommt die besondere Vegetationsstruktur und das *Campsystem* auf den namibianischen Farmen. Dadurch wird die typische Jagdweise des Geparden begünstigt. Das Vieh hält den Unterwuchs kurz. Es gibt viele offene Flächen, also übersichtliches Jagdgelände. Die

Umtriebsweide erfordert eine Unterteilung der Farm in einzelne *Camps*, und zwar durch relativ niedrige Innenzäune. Beim ruhigen Umherziehen sind die Campzäune kein Hindernis für das Schalenwild; manche Arten überfallen den Zaun, andere kriechen darunter hindurch. Bei der Flucht vor dem Geparden, gehen am Zaun jedoch lebenswichtige Sekunden verloren. Nicht wenige Geparden haben sich darauf spezialisiert, ihre Beute in den Zaun zu hetzen!

Ein weiterer Faktor für den guten Bestand, auf dem privaten Farmland Namibias, ist die zunehmende Wertschätzung des Geparden als Einnahmequelle durch die Trophäenjagd. Dieser Faktor gewinnt in dem Maße noch an Bedeutung, wie immer mehr Farmen zu intensiver bewirtschafteten Jagd- und Wildfarmen umgewandelt werden. Um konkurrenzfähig zu bleiben, wird das Jagdangebot durch zusätzliche, seltene und auch exotische Schalenwildarten bereichert. Den gelegentlichen Verlust einer Ziege, eines Rinderkalbes, eines Springbockes, Kudus oder Oryx kann man noch verschmerzen. Vergreift der Gepard sich aber an den teuren Schwarzwedelgnus, Impalas, Sable, Roan oder Tsessebes, dann wird es kritisch. Aus der Sicht des wirtschaftlich denkenden Farmers, sind Geparden nur tragbar, solange sie keine gravierenden finanziellen Verluste verursachen. Gebühren für den Abschluß von Trophäengeparden sind fast die einzige Einnahmequelle, die den gelegentlichen Verlust wertvoller Schalenwildarten aufwiegen kann.

Zwei weitere wichtige Einnahmequelle sind Touristen, die Geparden beobachten und photographieren möchten, sowie Tierfreunde, die für den Schutz des Geparden spenden. Phototouristen sind aber meist auch mit Raubkatzen zufrieden, die in kleinen Gehegen gehalten werden. Auf dem Photo sieht man ja später nicht, wo die Aufnahme gemacht worden ist. Oft ist den Leuten auch gar nicht bewußt, daß die vermeintlichen Wildtiere in einem sicher eingezäunten *Camp* gehalten werden. So wird nicht der Wildbestand der Raubkatzen gefördert, sondern die Gefangenschaftshaltung. Leider gilt das aber auch für manchen "Trophäengeparden". Jagdgäste aus Europa haben keine Vorstellung von der Größe afrikanischer Farmen. So bleibt ihnen verborgen, daß ihre Jagdbeute nicht aus der freien Wildnis stammt, sondern aus einem gezäunten *Wildcamp*.

Ähnlichen Illusionen unterliegen manche Tierfreunde, die mit besten Absichten für den Schutz der "vom Aussterben bedrohten Großkatzen" spenden. Es gibt leider nicht wenige unseriöse Tierschutzorganisationen, die fast nichts für den eigentlichen Spendenzweck tun. Schaut man hinter die Fassade, kommt eine Organisation zum Vorschein, die nur zum Sammeln von Spendengeldern betrieben wird, aus denen die Funktionäre bezahlt werden. Der Wettbewerb im Revier der Spendensammler wird immer größer. So sind heute auch seriöse Naturschutzverbände gezwungen, ausgebildete Fachleute zur Organisation von Spendenkampagnen anzustellen. Ein Großteil der Einnahmen wird wieder für die Spendenwerbung und nicht für die eigentliche Naturschutzarbeit eingesetzt. Hinzu kommen die allgemeine Öffentlichkeitsarbeit und Naturschutzpolitik.

Der Einfluß auf das Naturschutzbewußtsein der Bevölkerung und die Lobbyarbeit der Naturschützer sind wertvoll und verdienen Anerkennung. Doch durch eine Geldspende an einen beliebigen Naturschutzverband, hilft man heute fast nur noch, die Funktionäre zu finanzieren. Sie arbeiten in klimatisierten Büros in afrikanischen Hauptstädten und fahren mit teuren und bestens ausgerüsteten Geländewagen über asphaltierte Straßen von einem *Meeting* zum nächsten. Dort werden ausgeklügelte Pläne, eindrucksvolle Projektberichte und anderes Papier produziert. Draußen im Busch sieht man sie selten. Wenn vor Ort etwas bewegt wird, dann von freiwilligen oder ehrenamtlichen Idealisten, die nicht oder nicht angemessen bezahlt werden. Ihre Bedeutung als Statisten für Spendenkampagnen ist meist größer, als die meßbaren Erfolge im Naturschutz. Der Gepard ist zu einem wichtigen "Flaggschiff" für den internationalen Naturschutz geworden. Spendenaufrufe mit dem Geparden als Zugpferd sind leider sehr kritisch zu betrachten.

In Namibia setzen sich der Berufsjagdverband, das Naturschutzministerium und mehrere private Naturschutzverbände gemeinsam für die Erhaltung, Hege und nachhaltige Nutzung des Geparden in der freien Wildbahn ein. Als freie Wildbahn gelten nicht nur besonders geschützte Naturreservate, sondern auch kommunale Gebiete und selbstverständlich auch kommerzielle Viehzuchtgebiete, wo die Hauptvorkommen leben. Die wildsicher gezäunten Jagd- und Wildfarmen gelten als freie Wildbahn, solange die Geparden sich zwischen anderen Wildarten frei bewegen können und nicht

gefüttert werden. Sehr positiv auf weit umherziehende Wildarten wie den Gepard, wirkt sich die wachsende Zahl von Hegegemeinschaften aus, in denen das Wild als gemeinsame Ressource bewirtschaftet wird. Ein Teil der landesweiten Aktivitäten zur Erforschung und Hege des Geparden, wird über eine erhöhte Gebühr für den Abschluß von Trophäengeparden finanziert.

Viele Farmer und andere Ortsansässige helfen bei der Gepardenforschung mit. Im Gegenzug werden sie über Techniken und Methoden informiert, durch die Schäden an Vieh und Schalenwild gemindert oder vermieden werden. Anatolische Hirtenhunde sind dafür bekannt, ihre Herde auch gegen Raubkatzen zu verteidigen. Sie werden in Namibia inzwischen gezüchtet und an interessierte Farmer kostengünstig abgegeben. Eine andere, zunächst etwas kuriose Methode, sind führende Eselinnen, die zu einer Viehherde mit Kälbern gestellt werden. Sie verteidigen nicht nur ihre eigenen Fohlen, sondern auch das Vieh gegen angreifende Geparden. Kommt es zu größeren Problemen, wird den Farmern geholfen, indem Schadgeparden lebend gefangen werden. Soweit praktikabel, werden diese anderswo ausgesetzt. Aus biologischer Sicht, ist das zwar fragwürdig, denn fast immer versuchen die Raubkatzen in ihr altes Gebiet zurückzuwandern und kommen dabei um. Ohne wissenschaftliche Basis ist bis jetzt auch die Methode, den Geparden durch Elektroschocks die Lust am Schlagen von Vieh zu nehmen, bevor sie wieder freigelassen werden. Diese Tiere vergreifen sich wohl schnell wieder am Vieh, wenn andere Beute knapp ist. Was hier aber zählt, ist die gute Absicht aller Beteiligten. Aus den eigenen Fehlern zu lernen, ist keine Schande.

Ein Schadgepard, der einfach erschossen und vergraben wird, bringt keinerlei weiteren Nutzen. Im Gehege gehalten, ist er immerhin eine Touristenattraktion. In entsprechendem Rahmen, kann er auch für ein vernünftiges Schutzkonzept werben. So hat er für die Erhaltung seiner freilebenden Artgenossen noch einen gewissen Wert. Hinzu kommt die enge genetische Bandbreite, für die diese Art bekannt ist. Jeder Schadgepard, der mangels besserer Alternativen und ohne weiteren Nutzen getötet werden muß, ist ein genetischer Verlust für die Art. Es gibt zwar Beispiele für einst bedrohte Wildarten, die aus Restbeständen wieder herangehegt worden sind. Erwähnt seien nur Wisent, Alpensteinbock und Breitmaulnashorn. Von Vorteil für das Überleben der Art in einer veränderlichen Umwelt, ist eine schmale genetische Basis aber nicht.

Der Gepard in Namibia ist ein Beispiel für die Erhaltung einer Wildart durch vernünftige Nutzung. Auf extensiv bewirtschaftetem Farmland, wo er in einem naturnahen Lebensraum nachhaltig genutzt wird, geht es ihm sogar besser als in den besonders geschützten Naturreservaten. In der Gesamtsicht hat der Gepard in einigen Gebieten Afrikas heute wieder gute Zukunftsaussichten, wenn der allgemeine politisch-administrative Verfall nicht ungebremst weitergeht.

Leopard (*Panthera pardus*)

Keine andere Großkatze hat ein größeres Areal als der Leopard. Sein Verbreitungsgebiet umfaßt ganz Afrika, die Arabische Halbinsel, Vorderasien und den mittleren Osten, Indien und Hinterindien einschließlich Ceylon, Malaysia und Java, China und Korea im fernen Osten, sowie die Amurregion im Südosten Sibiriens. In den zentralasiatischen Hochgebirgen wird er durch eine andere Gattung, den Schneeleoparden, ersetzt. In weiten Gebieten seines asiatischen und nordafrikanischen Areals wurde der Leopard in historischer Zeit ausgerottet. Die verbleibenden asiatischen Vorkommen sind inselhaft, außer in Indien und Hinterindien. Schwer zugängliche Bergregionen, Sümpfe und große Wälder sind seine Rückzugsgebiete. Südlich der Sahara hingegen, sind Leoparden fast flächendeckend verbreitet.

Die Vollwüsten ausgenommen, besiedeln Leoparden alle Lebensräume: Geschlossene Wälder, offene Savannen und Steppen, Tieflandsümpfe und Gebirge. Der Leopard braucht nur ausreichend Beute und etwas Deckung: Bäume, Büsche oder Felsen. In der Beutewahl Opportunist, schlägt er alles, vom kleinen Buschhasen bis zum Großen Kudubullen, wobei die deutlich geringeren Katzen im Durchschnitt kleinere Beute wählen als die starken Kuder. Deckung braucht die Großkatze für Pirsch und Ansitz, aber auch zum Ruhen. Leoparden sind unglaublich stark, gewandte Kletterer und

vorzügliche Schwimmer. Wo Hyänen und Löwen als Konkurrenten vorkommen, wird Beute bis zur Größe eines Impalabockes mühelos auf eine Baum oder Felsen in Sicherheit gebracht. Ein zahmer Leopard, den ein Nachbar sich hielt, begleitete uns mit Begeisterung zum Schwimmen im Fluß. Wenn er sich langweilte, fing er im seichten Uferwasser Fische. Gerne schöpft der Leopard, wenn offenes Wasser da ist. In Wüstengebieten kommt er aber auch ohne Trinkwasser aus. Selbst in den Randbezirken afrikanischer Großstädte leben Leoparden. Sie sind dort nachtaktiv und sehr heimlich, leben von Kleintieren, Hunden und Abfällen, werden fast nie bemerkt. Vor Jahren jedoch, sorgte ein Leopard in Soweto für Aufsehen, der sich auf Kinder spezialisiert hatte!

In ruhigen Gegenden gelegentlich auch am Tage zu beobachten, jagt der Leopard doch überwiegend in der Dämmerung und nachts. Morgens, wenn es noch kühl ist, oder an kalten Wintertagen, liebt er sonnige Ruheplätze mit weiter Aussicht. In der Tageshitze sucht er schattige Felsnischen, Höhlen, Gebüsch oder dichte Baumkronen.

Leoparden sind territorial, wobei das Revier eines Kuders die Gebiete mehrerer Katzen umfassen kann. Gegen gleichgeschlechtliche Artgenossen wird das Territorium rigoros verteidigt. Gelegentlich wird der Unterlegene getötet und angeschnitten. Andererseits können sich weniger stark genutzte Revierteile benachbarter Leoparden überlappen. Man geht sich aus dem Weg. Subdominante, das sind meist jüngere Tiere, werden von Revierinhabern ebenfalls geduldet, solange sie ihnen nicht direkt in die Quere kommen. Die Größe eines Leopardenbestandes über die Reviergröße markierter Tiere hochzurechnen, ist also wenig aussichtsreich.

Mit etwa drei Jahren werden Leoparden fortpflanzungsfähig. Katzen bringen dann alle eineinhalb bis zwei Jahre eins bis vier, im Schnitt zwei Junge. Diese werden von der Mutter gut versteckt und alle zwei bis drei Tage umquartiert. So sind sie in den ersten Wochen recht gut vor Räubern geschützt, wenn die Alte jagt. Trotzdem ist die Sterblichkeit durch Hyänen und andere Raubfeinde in den ersten Lebenswochen hoch. Eine ausgeprägte Fortpflanzungssaison gibt es nicht. Der Leopard am Luder kann also immer ein Muttertier sein, das unselbständige Junge versorgt!

Ist ein Leopard im Jagdgebiet, so hört man ihn meist schon in der ersten Nacht. Mit rauhem, sägendem Ruf bekundet er seinen Ärger über die Eindringlinge in sein Revier. Drei waidgerechte Jagdarten auf den Leoparden gibt es: Die Pirsch, den Ansitz am Luder und die Jagd mit der Hundemeute. Die Pirsch ist wenig erfolgversprechend; nur ganz zufällig begegnet man einem Leoparden. Die Jagd mit der Hundemeute ist nicht überall legal. Doch sie ist zweifellos eine faire Jagdmethode. Die Katze hat gute Chancen, unversehrt zu entkommen. Einem einzelnen Hund ist der Leopard weit überlegen. Vor der lauten Meute nimmt er aber Reißaus. Wenn man Glück hat, baumt er auf. Und wenn man dann noch mehr Glück hat, kommt man auf Schußentfernung heran, bevor die wilde Jagd weitergeht. Allgemein üblich ist heute die Jagd am Luder, vom gut getarnten Ansitzschirm aus. Der Leopard nimmt das Luder auch gerne, wenn es schon anrücklich ist. Doch er ist mißtrauisch. Kommt er erst nach Büchsenlicht, hat man Pech gehabt. Diese Jagdart ist fair, solange keine Scheinwerfer benutzt werden. Fast unvermeidlich sind aber Fehlabschüsse führender Katzen. In dieser Kenntnis, sollte mancher Nimrod nachdenken, ob er den geringen, weiblichen Leoparden in seiner Trophäenhalle ausstellt!

Auf Farmen werden Schadleoparden mit Schlageisen oder Gitterfallen gefangen. Doch bevor man herantritt, sollte man totsicher machen, daß der Bursche wirklich festsitzt. Sechs Millimeter starkes Baustahlgeflecht verbiegt ein wütender Leopard wie Spaghetti *al dente*. Es gibt nichts schnelleres, kraftvolleres, gefährlicheres als einen angreifenden Leoparden. Selbst wenn er in der Falle sitzt, sträuben sich die Nackenhaare, wenn er anspringt. Instinktiv wird klar, daß wir zur Beute dieser Großkatze gehören. Die meisten Hunde verkriechen sich winselnd, wenn sie eine Leopardenspur wittern, auch wenn sie vorher nie einem Leoparden begegnet sind! Nur ganz wenige sind für die Leopardenjagd brauchbar.

Ein gezielter Schuß auf einen anspringenden Leoparden ist unmöglich. Unverhofft und ohne Vorwarnung greift er aus kurzer Entfernung an. Beim Spielen mit zahmen Leoparden habe ich es oft erlebt. Auf fünf Meter Entfernung macht er sich noch völlig unsichtbar; und im nächsten Augenblick sitzt er im Genick. Jagdgästen, die sich für Leopard interessierten, machte ich klar: Wer

einen Leoparden krank schießt, der ist auch bei der Nachsuche dabei! - Bis jetzt ist mir das erspart geblieben. Sollte ich einmal in Verlegenheit kommen, dann möglichst mit scharfen Hunden, die die Katze binden. Es ist wohl nicht waidgerecht, doch ich habe Verständnis für Jagdführer, die den kranken Leopard mit dem Landcruiser nachsuchen, wenn König Jagdgast schon beim Whisky im Camp sitzt. Ist medizinische Hilfe erreichbar, dann hat man zwar gute Aussichten, einen Angriff zu überleben. Doch in Afrika ist das nächste Krankenhaus oft weit entfernt, und in den meisten Kliniken wird es für den Patienten erst richtig gefährlich, wenn die medizinische Behandlung beginnt.

Hier noch drei kuriose Erlebnisse mit wilden Leopard: Ein Nachbar, zuständiger Beamter für die Tsetsefliegenkontrolle, wohnte am Rande der großen Sambesi-Randstufe, im damals noch jungen und glücklichen Simbabwe. Leider hatte er schon mehrere Hunde verloren, die der Leopard nachts von der Veranda holte. So sperrte er den jungen Hund ins Haus, als er abends mit seiner Frau ausging. Spät nachts, bei der Heimkehr, keine Spur von dem Hund. Die Frau schaut unter das Bett: Da sitzt der Leopard. Zum offenen Schlafzimmerfenster herein, hatte er den Hund geschlagen und unter dem Bett verzehrt. Doch die alten Rhodesierinnen waren nicht leicht einzuschüchtern. Mit dem Gewehr, das immer griffbereit im Schlafzimmer stand, erschoss die Frau den Leopard unter ihrem Ehebett. - Leopard haben Hunde zum Fressen gern!

Wo der Leopard nur selten große Beute macht, weil die Deckung fehlt oder der Wildbestand gering ist, wird der letzte Reiß bewacht. In einer Seitenschlucht des Fischflußcanyons führte ich eine kleine Wandergruppe. Mitten in einem Engpaß, stolpten wir fast über ein frisch geschlagenes Bergzebra. Eilig trieb ich die Touristen zum Weitergehen an. Sie hatten den Leopard noch gar nicht bemerkt. Der saß sprungbereit, keine zehn Meter über uns in einer Felsnische. Beim Weitergehen folgte er auf einem höhergelegenen Felsband etwa hundert Meter weit, bevor er umkehrte. Erst dann machte ich die Leute auf die Gefahr aufmerksam. Was wäre passiert, wenn wir das Zebra näher untersucht hätten? - Der Leopard fürchtet den Menschen nicht; er geht ihm nur aus dem Weg!

Eine Nacht im Sambesital bleibt unvergeßlich. Wir lebten schon monatelang in dem Forschungscamp. Die "Big Five" zogen allnächtlich zwischen den Zelten hindurch. Hier war die einzige Wasserstelle weit und breit; das nächtliche Brüllen, Schreien und Trompeten war uns vertraut. Nun hatte ein Freund Geburtstag, und wir feierten bis in die Nacht. Später, schon schlafend, vernahm ich eher unbewußt ein schnarchendes Geräusch. Das war wohl Ian, unser schottischer Kollege, im nächsten Zelt. Seinen besten Whisky hatte er erst spät herausgerückt. Ohne ganz aufzuwachen, schlief ich weiter. Erst am nächsten Morgen wurde ich geweckt. Laut schwatzend standen Camphelfer vor meinem Zelt. Gefragt, was denn der Lärm so früh am Morgen solle, zeigten sie ehrfürchtig auf die frische Fährte eines starken Leopard, im Staub ganz deutlich abgezeichnet: In mein offenes Zelt hinein, zum Schreibtisch, zum Kopfende meines Feldbettes und dann wieder hinaus. Schlagartig war ich wach. Die Erkenntnis dämmerte mir erst später. - Leopard mögen keinen *Single Malt*!

Viehzüchtern und Wildfarmern kann der Leopard zum Ärgernis werden. Doch während manche nur gelegentlich ein Stück verlieren, erleiden andere schmerzliche Einbußen. Am Waterberg, im mittleren Norden Namibias, sorgte sich die Verwaltung des staatlichen Naturreservats wegen der Verluste an Pferde-, Rappen- und Leierantilopen; einige Grenzfarmer klagten über Leopard, die Vieh und wertvolles Schalenwild schlugen, andere Farmer im selben Gebiet meldeten keinerlei Schäden. In einem Forschungsprojekt untersuchten wir die Ursachen für Schäden und Möglichkeiten der Schadensminderung. Leopard, Hyänen und verschiedene Beutetierarten wurden gefangen und markiert, einige davon mit Peilsendern, und danach wieder freigelassen. Naturschutzbeamte und Farmer wurden befragt. Schließlich wurden die Zusammenhänge klar.

Manche Farmer hatten sich bislang gar nicht bemüht, die wahren Verlustursachen genauer zu erforschen. War einmal ein Leopard festgestellt worden, so waren Leopard von da an immer die Übeltäter, auch wenn es danach Hyänen waren. Ein Farmer klagte nur über Geparden und war dann erstaunt, als bei näherem Hinschauen auch Leopard als Räuber nachgewiesen wurden.

Es gibt Schadleoparden, die sich auf Vieh oder bestimmte Wildarten spezialisieren. Gelingt es, genau dieses Individuum wegzufangen, hören die Verluste auf. Dagegen hilft es kaum, wahllos jeden Leoparden abzuschießen oder zu vergiften. So entsteht ein Freiraum, in den revierlose Tiere aus der ganzen Umgebung drängen. Die Verluste werden eher größer, weil das Vieh für die Neulinge im Gebiet die leichteste Beute ist. Reduziert man den Leopardenbestand noch weiter, können sich andere Problemarten ungehemmt vermehren, beispielsweise Paviane.

Verschiedene Rinderrassen scheinen unterschiedlich anfällig zu sein; einige verteidigen ihrer Kälber besser als andere. Werden die Kälber nachts in einen Kraal getrieben oder von einem Hirten bewacht, dann sind die Verluste geringer. Hirtenhunde helfen wenig, aber ein Elektrozaun ist wirksam. Wird nur gelegentlich eine seltene Antilope geschlagen, so hat das keine merklichen Auswirkungen auf den Gesamtbestand.

Eine vertrauliche Befragung der Farmer ergab schließlich, daß in den letzten Jahren weitaus mehr Leoparden getötet worden waren, als den Behörden gemeldet wurden. Da der Bestand trotzdem stabil geblieben war, ließ sich aus der bisherigen Entnahme eine erstaunlich hohe, nachhaltige Nutzungsrate errechnen. Es ergab sich, daß die Leoparden-schäden, durch Einnahmen aus der Trophäenjagd auf Leoparden und durch zahlende Phototouristen an einem beleuchteten Luderplatz, in etwa ausgeglichen werden könnten. Nur müßten Verluste und Einnahmen über ein größeres Gebiet verteilt werden. Heute werden Leoparden am Waterberg, genau wie Eland und andere Wildarten mit weitem Revier, von der Waterberg-Wildhegegemeinschaft bewirtschaftet. Die Erfahrungen mit Hegegemeinschaften in anderen afrikanischen Ländern sind ähnlich: Im Rahmen eines vernünftigen Nutzungskonzeptes, können Leoparden mit kommerzieller Farmwirtschaft vereinbar sein.

In der Gesamtsicht hat der Leopard gute Zukunftsaussichten. Nicht nur in den großen Wildreservaten und Jagdkonzessionen, sondern auch auf extensiv genutztem Farmland. Aufgrund seiner großen Anpassungsfähigkeit und durch die Möglichkeit einer nachhaltigen Nutzung, ist sein Bestand in weiten Regionen Afrikas gesichert.

Löwe (*Panthera leo*)

Zum Areal des Löwen gehörten einst ganz Afrika sowie weite Teile Asiens und Europas. Die alten Perser, Griechen und Römer jagten ihn noch in Nordafrika, Vorderasien, Süd- und Osteuropa, auf der Arabischen Halbinsel, in Persien und Indien. In Griechenland wurden die letzten Löwen um das Jahr 100 nach Christus ausgerottet. Die letzten Berberlöwen verschwanden aus Tunesien und Algerien um das Jahr 1891, aus Marokko 1920. Peter Kolb, der als früher Missionar wirkte, berichtet noch von häufigen Löwenvorkommen um Kapstadt und von den Löwenjagden der Hottentotten im Namaqualand (1719). Um 1860 waren die letzten Kaplöwen ausgerottet. Wie der Berberlöwe, trugen sie riesige Mähnen, die bis zum Bauch reichten. Gelegentlich sieht man Nachkommen dieser Rassen noch in Zirkussen. Asiatische Löwen gibt es heute nur noch im indischen Gir-Urwald; der isolierte Bestand von etwa 200 Tieren ist extrem verwundbar. Trotz der gravierenden Arealregressionen in historischer Zeit, ist der Löwe als Art nicht gefährdet. Das Verbreitungsgebiet umfaßt immer noch riesige, zusammenhängende Gebiete auf dem afrikanischen Kontinent.

Der Löwe beherrscht fast alle Lebensräume, außer dem tropischen Regenwald und dem Innern ausgedehnter Wüsten. Doch selbst in Wüsten dringt er entlang der Galeriewälder weit hinein. In Südwestafrika z.B. entlang der Riviere, die durch die Namib hindurch bis zur Skelettküste reichen. An dieser unwirtlichen Küste ernähren die Löwen sich von Robben und angespülten Walkadavern. Eigentlich braucht der Löwe nur genug große Beutetiere, um zu leben. Wasser nimmt er zwar sehr gerne, wenn verfügbar. Wenn nicht, kommt er aber auch mit dem Wasser in Blut und Eingeweiden seiner Beutetiere aus.

Als einzige Großkatze leben Löwen im Rudel. In Gebieten oder Zeiten geringen Beutevorkommens, sind diese Rudel klein; größere Verbände zerfallen dann in kleine Trupps. Ist

die Beute reichlich, werden Löwenrudel nicht selten über 30 Kopf stark. Überwiegend dämmerungs- und nachtaktiv, jagen Löwen gelegentlich auch am Tage, wenn sie hungrig sind und die Witterung kühl ist. Doch in der heißen Mittagszeit, wenn die Sonne vom Himmel brennt, ruhen sie fast immer im Schatten, nahe ihres letzten Risses oder einer Wasserstelle. Kern des Rudels sind die Löwinnen. Sie jagen die Beute, die Mähnenlöwen beteiligen sich selten an der Jagd. Trotzdem haben die Paschas immer Vortritt am Reiß. Junge Löwinnen bleiben in der Regel im Mutterrudel, junge Mähnenlöwen werden von ihren Vätern vertrieben, sobald sie geschlechtsreif werden. Alleine oder mit ein, zwei Kumpanen streifen sie dann umher, bis sie stark genug sind, ein eigenes Rudel zu erobern, das sie dann auch gemeinsam beherrschen. Ein alter Mähnenlöwe, besiegt und aus dem Rudel verjagt, lebt nicht mehr lange. Meist ist er ernstlich verwundet; sein Jagderfolg ist zu gering, um ihn zu erhalten. Abgemagert und schwach, beenden Hyänen seine Laufbahn. Die letzten seiner Nachkommen werden von den neuen Paschas umgebracht. Die Zeit der Herrschaft über ein eigenes Rudel ist zu kurz, um sie mit der Aufzucht von Nachkommen des Vorgängers zu vergeuden!

Die Vermehrungsrate ist erstaunlich, wenn genug Nahrung verfügbar ist. Mit drei Jahren werden Löwinnen fortpflanzungsfähig und bringen dann alle zwei Jahre einen Wurf, bis sie etwa 15 Jahre alt sind. Zwischen eins und sechs, in der Regel zwei bis vier Köpfe ist ein Wurf stark. Die Junglöwen werden abseits des Rudels zur Welt gebracht. Erst im Alter von vier bis sechs Wochen, führt die Löwin sie zum Rudel. Allerdings nur, wenn dort keine stärkeren Junglöwen sind, die noch Milch saugen. Weil alle Jungen Zutritt zum Gesäuge jeder Löwin haben, wäre die Konkurrenz für die Kleinen zu stark. So kann ein neues Rudel entstehen, wenn sich noch ein Mähnenlöwe einfindet.

Das Überleben der Junglöwen hängt stark vom Beuteangebot ab. Solange die Beute reichlich ist, werden sie sogar von den starken Mähnenlöwen am Reiß geduldet. Herrscht jedoch Nahrungsmangel, dann ist die Rangordnung gnadenlos. Zuerst kommen die Mähnenlöwen, dann die Löwinnen und erst zuletzt die Kleinen. Wenn das Rudel dann noch in kleinere Trupps zerfällt, die weit umherstreifen und sich von kleinerer Beute ernähren müssen, dann kommen die Junglöwen fast immer um. Wichtig für sie ist nämlich der Schutz der Mähnenlöwen, wenn die Löwinnen jagen. Ohne Beschützer, werden sie leichte Beute für Adler, Leopard, Hyänen und Wildhunde. In der fast wasserlosen Einöde der inneren Kalahari kommt Großwild nur in geringer Dichte vor. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß dort kein Junglöwe überlebt, wenn der Mähnenlöwe weggeschossen wird.

In Lebensräumen mit gutem Beuteangebot hingegen, hat die Jagd nur geringen Einfluß. Dort bilden sich große Rudel mit mehreren Mähnenlöwen, die den Junglöwen Schutz bieten. Zudem sind Löwen überaus fruchtbar, wenn sie gut genährt sind. Gleich nach dem Werfen kommt die Löwin wieder in Hitze. Falls der Wurf umkommt, kann sie sofort wieder belegt werden und schon nach vier Monaten einen neuen Wurf bringen. Deshalb werden Löwinnen in manchen Naturreservaten sterilisiert. Es wäre dort aussichtslos, den Bestand nur durch Trophäenjagd regulieren zu wollen.

Löwenjagd ist nicht gefährlich an sich. Dem beeindruckenden Ganzpräparat in der Halle sieht man es kaum an, ob die Großkatze nach anstrengender und riskanter Jagd auf der Fährte im Busch oder vom sicheren Auto oder Hochsitz aus im diskret umzäunten Löwencamp erlegt worden ist. Es ist wohl Geschmacksache, wo da die Waidgerechtigkeit aufhört. Dem Löwen ist es gleich, ob er zu Fuß oder vom Landrover aus in die ewigen Jagdgründe geschickt wird.

HEMINGWAY schreibt: *"Es gibt zwei Arten, einen Löwen zu ermorden. Die eine: man schießt ihn vom Auto aus; die andere: man schießt ihn aus dem Hinterhalt, von einem Versteck oder einem Machan in einer Dorn-Boma aus. Man braucht eine Taschenlampe, denn er kommt des Nachts, um sich den Köder zu holen, den der Schiesser oder auch sein Führer ausgelegt haben. Sportlich gesehen, rangieren diese beiden Arten von Löwenmord auf derselben Ebene wie das Fischen mit Dynamit oder das Harpunieren eines Schwertfisches. Trotzdem haben viele Leute, die nach Afrika gegangen sind, um sich hinterher wie Jäger oder Großwildjäger vorzukommen, Löwen vom Auto aus oder aus dem Hinterhalt geschossen."*

Allerdings war Hemingway in seiner "sportlichen" Einstellung nicht sehr konsequent. An anderer Stelle schildert er seine vergebliche Mühe, den Großen Kudu durch wochenlange Ansitze im Schirm an einer Salzlecke zu erbeuten.

Am Luder ist der Löwe ziemlich sicher zu kriegen. Deshalb ist dies auch die Methode der Wahl bei den heute üblichen, dreiwöchigen Kurzsafaris im südlichen und östlichen Afrika. Sind Löwen im Gebiet, dann kommen sie früher oder später ans *Bait*, zusammen mit den Mähnenlöwen. Der Löwe ist viel zu faul, um selbst zu jagen, wenn er sein Futter bequem präsentiert bekommt. Und Löwen sind furchtlos. Meist nehmen sie das Luder auch an, wenn sie den Menschen bemerkt haben. Nur bei extrem hohem Jagddruck, werden Löwen gewitzt und meiden das Luder.

Die Jagd auf der Löwenfährte, im frankophonen Afrika üblich, ist zweifellos eine größere jagdliche Herausforderung. Gute körperliche Kondition und sehr gute Schießfertigkeiten sind unverzichtbar. Wer hier schlapp macht, sei es wegen mangelnder *Fitness* oder fehlender *Courage*, der hat schlechte Aussichten, einen Löwen auch nur zu Gesicht zu bekommen. Doch auch hier kann der Berufsjäger helfen. Gar nicht so selten reicht der überforderte Jagdgast seinem Führer die Büchse, mit der Bitte, das Wild für ihn zu erlegen.

"Sportlichkeit" oder "Waidgerechtigkeit" sind nicht nur eine Frage der Jagdmethode, sondern auch der inneren Einstellung. Wer die Saujagd mit dem "künstlichen Mond" an der Kirmung betreibt, dem mag auch die Löwenjagd am *Bait*, vom sicheren Landrover aus, mit Territorialruf vom Tonband und Scheinwerfer behagen. Mit dieser Methode haben wir Löwen vor das Betäubungsgewehr gelockt. Für Forschungszwecke ist das sicher und effektiv. Es kann auch spannend und etwas riskant werden, wenn das restliche Rudel näherrückt, während der betäubte Löwe gebrandmarkt wird. Mit Jagd hatte das für mich aber nie etwas zu tun.

Hinter einem Grasbüschel kann sich ein Löwe unsichtbar machen, bis man auf wenige Meter heran ist. Bei einer Kontrolljagd auf Schadlöwen in Simbabwe, wurde ein Mähnenlöwe angeschweift und zog ins Naturreservat. Entlang eines Fahrweges suchten wir nach der Fährte und stießen plötzlich auf zwei Löwinnen. Sie saßen gut sichtbar mitten auf der Fahrspur. Auf kurze Distanz konnte ich sie photographieren, bevor sie absprangen. Die weitere Nachsuche blieb leider ergebnislos. Den Mähnenlöwen hinter einem kleinen Busch neben den Löwinnen, haben wir erst später auf dem Photo entdeckt!

Im Etoscha-Nationalpark wollten wir die Überreste einer Löwenmahlzeit für wissenschaftliche Untersuchungen einsammeln. Es war an der bekannten Wasserstelle, direkt am Haupttouristencamp Okaukuejo. Von dort aus hatten wir die Umgebung des Risses sehr genau inspiziert. Wir waren ganz sicher, daß kein Löwe in der Nähe war. Auf zehn Meter herangekommen, wurden wir dann eines Besseren belehrt. Unmittelbar neben dem Oryxkadaver, grollte plötzlich eine Löwin und setzte zum Sprung auf uns an. Nur mit einer Kamara bewaffnet, machte ich beim sehr langsamen Rückzug eine Photographie, war aber ziemlich sicher, daß es meine letzte sei. Glücklicherweise zog sich die Löwin ebenfalls zurück. Die Aufnahme mit angriffsbereiter Löwin im Vordergrund und gaffenden Touristen auf der Bank im Hintergrund ist wohl einmalig. Die selbe Löwin, sie war gut bekannt und markiert, hat später einen Touristen nachts auf der selben Bank angegriffen und aufgefressen!

Wenn der Löwe überraschend springt, ist es für einen gezielten Schuß zu spät. Doch Löwen neigen dazu, vor einem Angriff zu grollen und geben damit etwas Vorwarnzeit. Im Gegensatz zum Leoparden, macht der Löwe manchmal auch Scheinangriffe und dreht in letzter Sekunde ab, selbst wenn er angeschweift ist. Scharfe Löwenhunde, die die Katze rechtzeitig anzeigen und binden, sind eine Lebensversicherung. Leider ist die Jagd mit Hunden in manchen Ländern nicht legal. Stattdessen scheint die Nachsuche mit dem Landcruiser gängige Praxis zu werden.

Angedeutet wurde bereits die Gefährdung der Junglöwen durch den Abschluß der Mähnenlöwen. Bei zu starkem Jagddruck, kann dadurch die Sozialstruktur eines Bestandes empfindlich gestört werden. Im Rahmen der heute üblichen Kurzsafaris, ist es kaum praktikabel, nur überalterte Mähnenlöwen gezielt bejagen zu wollen. Sinnvoller erscheint es, ein überjagtes Gebiet zeitweise

ganz zu sperren, bis wieder genug alte Mähnenlöwen herangewachsen sind. Das hilft nicht nur den Löwen, sondern auch den Jagdgästen. Für die betroffenen Berufsjäger mag es zunächst schmerzlich sein, langfristig ist es aber gut für den Bestand der Trophäenjagd.

Ob solche Überlegungen bei dem kürzlich erlassenen Löwenjagdverbot in Botswana mit einer Rolle gespielt haben, ist fraglich. Bedeutender war wohl der politische Einfluß einiger Safariunternehmen, die sich durch die Trophäenjagd gestört fühlten. Es wird nicht bestritten, daß die jagdliche Nutzung des Löwen seiner Erhaltung in freier Wildbahn dienlich sein kann. Angestrebt wird aber eine Beschränkung der Trophäenjagd auf Konzessionsgebiete, die für den Phototourismus uninteressant sind. Dieser Wettbewerb zwischen Photo- und Jagdsafariunternehmen um die besten Löwengebiete, zeigt wie groß die ökonomische Bedeutung des Löwen als Attraktion für Afrikatouristen ist. Deshalb sind Löwen in Naturreservaten und unbesiedelten Safarikonzessionen gerne gelitten.

Ganz anders die Situation auf Farmland. Da sind die Löwen fast ausgerottet, denn Löwen und kommerzielle Viehhaltung sind unvereinbar. Der Nahrungsbedarf dieser Großkatze ist enorm. Zudem schlagen Löwen nicht selten weit mehr, als sie fressen können. Wenn sie in eine Rinderherde kommen und in Blutrausch geraten, töten sie alles, was in Reichweite ist. Kein Farmer kann den Verlust mehrerer Dutzend Rinder leicht verkraften, ganz zu schweigen von wertvollen Zuchtbulln. Einnahmen aus der Trophäenjagd wiegen solche Schäden nicht auf.

Den Interessenskonflikt zwischen Großraubwild und kommerzieller Viehhaltung verdeutlichen die Meinungsverschiedenheiten um die Löwen des Etoscha-Nationalparks. Dieses rund 22.000 Hektar große Naturreservat im Norden Namibias grenzt unmittelbar an kommerzielles Farmland. Die Etoscha hat einen Bestand von vielleicht 300 Löwen. Ganz genau weiß es zur Zeit niemand.

Noch vor wenigen Jahren gab es ein paar Naturschutzbeamte, die einen recht guten Überblick hatten. Während meiner Tätigkeit in der Etoscha, vor knapp zehn Jahren, verbrachten wir noch viel Zeit damit, möglichst viele Löwen zu brandmarken. Aus dem Verhältnis von markierten zu unmarkierten Tieren, läßt sich der Gesamtbestand dann recht genau hochrechnen. Schadloewen auf Grenzfarmen, wurden möglichst eingefangen und in das Reservat zurückgebracht. Das half zwar nicht viel, weil es sich meist um überzählige Halbstarke handelte, die bald wieder auf die Farmen auswanderten. Vieh, also leichte Beute für unerfahrene Junglöwen, gab es dort reichlich. Immerhin aber kannten die Naturschutzbeamten ihren Löwenbestand. Das Verhältnis zu den Grenzfarmern war gut. Viele Beamte stammten selbst aus Farmerfamilien und kannten die Nöte des Farmlebens. Niemand regte sich auf, wenn ein Farmer Löwen schoß, die seinem Vieh zu Leibe gingen.

Diese Zeiten sind leider vorbei. Die Nationalparkverwaltung und das Ökologische Institut von Etoscha, haben kaum noch Geld für Wildforschung oder Raubtiermanagement. Es fehlt an den nötigen Mitteln und an brauchbarer Ausrüstung, wohin man auch schaut. Selbst Benzin für Kontrollfahrten ist zeitweise rationiert. Nach dem Abzug der südafrikanischen Mandatsmacht, werden Beamte südafrikanischer Abstammung von ihren neuen Vorgesetzten und Kollegen bewußt diskriminiert, bis sie keine Zukunftsperspektive im Staatsdienst mehr sehen. So haben fast alle erfahrene Naturschutzbeamte den Dienst quittiert, sobald sie ein attraktives Angebot von einer privaten Wildfarm oder einem Safariunternehmen bekamen. Immer öfter melden sich nun junge Naturschützer und Ökologen zu Wort, die nicht selten aus Übersee stammen. Sie kennen weder die Nöte der Grenzfarmen aus eigener Lebenserfahrung, noch die genaue Bestandssituation der Löwen. Als vor zwei Jahren ein Farmer in einem Jahr über dreißig Löwen schoß, die seine Rinderherden zehnteten, ging ein Aufschrei durchs Land: Die Farmer roten die letzten Löwen Namibias aus!

Tatsächlich lebt der Hauptteil des namibianischen Löwenbestandes in der Etoscha. Doch wieso wechseln so viele Löwen auf die Grenzfarmen? Das Argument, der Bestandsdruck im Park sei zu hoch und der Überschuß wandere ab, wird nicht von allen Tierschützern akzeptiert. Sie meinen, das Vieh und die guten Wildbestände auf den Grenzfarmen seien für die Löwen attraktiver als der Nationalpark. Durch ständigen Abschuß in der Nachbarschaft, blute der Löwenbestand im Reservat regelrecht aus. Die ganze Population sei dadurch gefährdet.

Gelegentlich verlaufen die Fronten dieser Debatten sogar mitten durch Familien hindurch. Weil symptomatisch, sei hier ein Streit erwähnt, den zwei Brüder zeitweise öffentlich über die Tageszeitung führten. Beide sind alteingesessene Südwester und Grenzfarmer am Nationalpark.

Der eine ist Rinderzüchter und Jagdfarmer. Seine Frau stammt aus einer alten Südwesterfamilie. Jahrelang mußten sie vieles entbehren, bis der Farmbetrieb aufgebaut war. Die Decke des ersten Mähnenlöwen, den der Mann zum Schutz seines Viehs erlegte, mußten sie aus Geldnot verkaufen. Mit Rinderhaltung und Jagdbetrieb kommen sie inzwischen ganz gut zurecht. Doch Löwen wollen sie auf ihrer Farm nicht dulden. An den Rindern und dem Wild hängt die Existenz der Familie. Sie schießen die Löwen oder lassen sie von Jagdgästen erlegen, sobald sie aus der Etoscha herüberkommen. Beide sind Naturfreunde und grundsätzlich nicht gegen Löwen, solange sie nur im Reservat bleiben und ihr Vieh in Ruhe lassen.

Der Bruder ist ebenfalls Rinderfarmer. Seine Frau ist nach Namibia eingewandert; sie hat daher eigene Ansichten zum Naturschutz. Als zweites Standbein haben sie eine Touristenlodge aufgebaut. Der Jagdbetrieb läuft eher nebenher, die Frau hat keinen besonderen Bezug zur Jagd. Ohnehin passen Phototouristen und Jagdgäste nicht gut zueinander. Löwenschäden erleiden sie kaum, weil ihre Farm nicht unmittelbar an die Etoscha angrenzt. - Die bereits erwähnte Farm des Bruders liegt noch dazwischen.

Nun ist der Tourismus ein hartes Geschäft, wenn man eine Gästefarm am Ende der Welt betreibt. Um Gäste anzulocken, muß man sich etwas einfallen lassen. Landschaftlich gibt es keine Besonderheiten. Kudus, Oryx und Warzenschweine sind im ganzen Land zu sehen. Viele Gästefarmen haben ein paar Leoparden oder Geparden im Gehege. Sogar eine Gepardenlodge mit Streichelkatzen und passender Gepardenstiftung gibt es an der Hauptstraße zur Etoscha. - Doch Löwen wären gut! Die gibt es auf Gästefarmen bisher noch kaum. Ein Käfig ist schnell gebaut und ein paar Zoolöwen besorgt. Leider lockt ein Gehege allein noch keine Touristen an, denn Löwen sieht man auch im Nationalpark. Also wird eine Löwenstiftung gegründet, ähnlich der erfolgreichen Gepardenstiftung, zum Schutz der "bedrohten Großkatze". Nur, als "Löwenschützer" muß man auch kräftig gegen die "Löwenkiller" wettern, also gegen die Grenzfarmer. - Und schon ist der Bruderzwist da.

Eine Möglichkeit, wie Konflikte zwischen Löwenschutz und Viehzucht gemildert werden können, ist die Schaffung von Wildhegegebieten. Beispiele hierfür gibt es in mehreren afrikanischen Ländern. Privatfarmen, die an den südafrikanischen Krügerpark angrenzen, leben inzwischen gut vom Jagd- und Phototourismus. Sie haben die Rinder ganz abgeschafft. Die Grenzzäune zum Krügerpark wurden teilweise abgebaut. In Sambia, Simbabwe, Tansania, Namibia oder Botswana gibt es staatliche Jagdkonzessionen, die an Safariunternehmen verpachtet werden, sowie kommunale oder private Hegegemeinschaften. Sie leben von der Wildnutzung und profitieren vom Wildreichtum der großen Nationalparke. Wildhegegebiete um die großen Naturreservate herum, sind Pufferzonen zu den Viehzuchtgebieten. Doch diese Vorbilder lassen sich nicht einfach übertragen.

Der Grenzzaun des Etoscha-Nationalparks, der in den 1970er Jahren um das ganze Naturreservat herum errichtet wurde, hat mehrere Funktionen. Er hält das Wild im Park, um es vor unkontrolliertem Abschluß zu bewahren und um die Grenzfarmen vor Wildschäden zu schützen. Über weite Strecken ist der Zaun deshalb elefantensicher gebaut und mit Eisenbahnschienen und Stahltrossen verstärkt. Der Südzaun ist aber auch Bestandteil der "Roten Linie". Das ist ein Veterinärzaun, der sich von West nach Ost quer durch das ganze Land zieht und die seuchenfreien, kommerziellen Viehzuchtgebiete des Kernlandes von den nördlichen Landesteilen trennt.

Im Norden ist pastorale Viehhaltung noch vorherrschend. Gefürchtete Seuchen wie Rinderpest, Brucellose, Milzbrand oder Maul- und Klauenseuche sind dort, aber auch in den Wildbeständen des Nationalparks noch weit verbreitet. Die Veterinärrichtlinien der Europäischen Union, ein Hauptmarkt für Rindfleisch, sind streng. Um den Export nicht zu gefährden, werden diese Bestimmungen in Namibia genau eingehalten. Aus seuchenhygienischen Gründen, verlangen die Veterinäre einen doppelten Grenzzaun zum Wildreservat. In Botswana oder Simbabwe sind die

Verhältnisse übrigens ähnlich. Hinzu kommt dort noch die Kontrolle der Nagana-Seuche, die von der Tsetsefliege übertragen wird. Die Tsetse-Kontrollzäune in diesen Ländern sind ebenfalls doppelt gezogen.

So verlaufen an der rund 430 Kilometer langen Südgrenze des Etoscha-Nationalparks zwei Zäune parallel zueinander. Die breite Schneise dazwischen wird vegetationsfrei gehalten, um das Wild im Park von dem Vieh auf den Grenzfarmen wirksam zu trennen. Der innere Wildzaun ist knapp vier Meter hoch, unten in den Boden eingelassen und sollte eigentlich auch raubwilddicht sein. Doch aus Geldmangel wird er seit Jahren schlecht gewartet. Schakale, Hyänen und Warzenschweine graben Löcher unter dem Zaun hindurch, und auch die Löwen finden einen Durchschlupf.

Diese Zäune wurden noch in der südafrikanischen Mandatszeit errichtet. Das wirtschaftlich starke Südafrika investierte erhebliche Mittel in die landwirtschaftliche Entwicklung des Territoriums, denn ganz Südwestafrika war eine strategische Pufferzone zum kommunistischen Angola. Zudem war der Veterinärzaun entlang der "Rote Linie" eine Trennungslinie zwischen dem stark kommunistisch beeinflussten, aufrührerischen Norden des Territoriums und dem politisch stabileren Kernland.

Während der Verhandlungen zur politischen Unabhängigkeit Südwestafrikas, forderten historisch gebildete Politiker sogar die Trennung des Territoriums entlang der "Roten Linie". Aus völkerrechtlicher Sicht gehörte der Norden nämlich nicht eindeutig zum Mandatsgebiet. Owamboland war nicht von der deutschen Kolonialmacht, sondern erst später von der südafrikanischen Mandatsmacht unterworfen worden. Der dicht bevölkerte, mehrheitlich oshiwambosprachige Norden sollte in freien Wahlen von der SWAPO übernommen werden, die sich ohnehin weit überwiegend aus dem Volk der Ambo rekrutiert. Das alte Kernland im Süden hingegen, sollte nach den Vorstellungen dieser weitsichtigen Politiker von der Demokratischen Turnhallenallianz regiert werden, die die anderen wichtigen Volksgruppen Namibias, also Herero, Nama/Damara, Baster und Weiße repräsentiert. Alle anderen Völker zusammengenommen, sind immer noch eine Minderheit im Vergleich zur erdrückenden Mehrheit der Ambo. Es wurde befürchtet, und wie die heutige Lage beweist mit Recht, der Besetzung des Landes durch die Südafrikaner könnte eine Okkupation durch die Ambo folgen. Obwohl die Trennung des Territoriums Südwestafrika, auf Druck der SWAPO und der verbündeten Ostmächte, schließlich doch verworfen wurde, ist die "Rote Linie" für viele Namibier noch immer auch eine politische Grenze.

Zur Schaffung einer Hegegemeinschaft mit Großraubwild und Anbindung an den Etoschapark, müßten Grenzzäune fallen. Eine Verlagerung des Veterinärzaunes nach Süden wäre die zwangsläufige Folge. Das wäre nicht nur ein kostspieliges Unterfangen, das nach dem Abzug der Südafrikaner wohl nur mit internationaler Finanzhilfe zu bezahlen wäre. In dem angedeuteten, historischen Kontext wäre die Verschiebung der "Roten Linie" nach Süden auch politisch äußerst delikant. Die damit verbundene Abschaffung der kommerziellen Rinderzucht in der entstehenden Pufferzone, wäre eine Teilenteignung der betroffenen, überwiegend weißen Farmer!

Solange es Grenzfarmen gibt, die überwiegend Vieh bewirtschaften, kann eine Hegegemeinschaft mit Löwenhaltung nicht funktionieren. Viele Grenzfarmen sind mit der jetzigen Situation aber durchaus zufrieden. Die Löwen sollen im Nationalpark bleiben! Warum sollten sie die Rinder abschaffen, die ein wichtiger Bestandteil ihrer Existenz sind? Mancher Jagdfarmen fürchtet auch um seinen wertvollen Schalenwildbestand, der in den Park abwandern könnte oder vom Raubwild dezimiert würde.

Durch den Grenzzaun werden die uralten Wanderwege des Wildes abgeschnitten, mit negativen Folgen für das gesamte Ökosystem der Etoscha. Dennoch hat die Parkverwaltung ganz ähnliche Bedenken gegen den Zaunabbau wie manche Farmer. Befürchtungen, das Wild könnte aus dem Park abwandern und von skrupellosen Grenzfarmern ausgebeutet werden, sind ziemlich unbegründet. Denn im Rahmen einer Wildhegegemeinschaft mit staatlich anerkannter Satzung, Hege- und Nutzungskonzept, könnte man schwarze Schafe durchaus kontrollieren. Doch der namibianische Staat verdient nicht schlecht am Verkauf von Lebendwild aus der Etoscha. Schon

vor Jahren wurde ein großes Gebiet im Westen des Reservats separat gezäunt. Es wird von Großräubern freigehalten und dient der Hege seltener Arten wie Nashorn oder Pferdeantilope, die sich ohne Raubdruck dort prächtig vermehren. Auf staatlichen Wildauktionen werden Exemplare dieser seltenen Arten an private Wildfarmer verkauft. So brachten Zuchtbullen der Pferdeantilope im vergangenen Jahr Erlöse von über 100.000 Rand. Dieses einträgliche Geschäft wäre natürlich gefährdet, sobald das Wild durch natürliche Wanderung den Besitzer wechseln könnte.

Eine weitere Funktion des Grenzzaunes, aus der Sicht mancher Naturschützer inzwischen die wichtigste, ist der Schutz des Nationalparks vor wilder Beweidung oder gar Besiedlung aus den bevölkerungsreichen Kommunalgebieten im Norden und Westen. Welcher Naturschutzbeamte könnte es wagen, einen Hirten samt Vieh und Anhang aus dem Naturreservat zu vertreiben, wenn diese Viehherde einem Häuptling gehörte, der gute politische Beziehungen und Verwandtschaft in der SWAPO-Regierung hat? Unmittelbar nördlich des Nationalparks, haben einflußreiche Mitglieder der Regierungspartei bereits große Stücke öffentlichen Landes widerrechtlich eingezäunt und als Privatfarmen in Besitz genommen. Obwohl diese illegalen Praktiken wiederholt in den öffentlichen Medien des Landes angeprangert wurden, hat die Regierung nichts dagegen unternommen.

Fast traumatisch für manche Naturschützer war ein Ereignis im benachbarten Südafrika. Eine Volksgruppe, die einst gegen ihren Willen aus ihrer angestammten Heimat ausgesiedelt worden war, hat kürzlich vor Gericht die alten Landrechte im Krüger-Nationalpark wiedererhalten. Das könnte ein Präzedenzfall sein!

Wenn kein politischer Kraftakt geschieht, stehen der Abbau des Grenzzaunes zum Etoscha-Nationalpark und die Schaffung einer großräumigen Wildhegegemeinschaft in weiter Ferne. Von der gegenwärtigen Regierung Namibias ist ein solcher Kraftakt kaum zu erwarten. Nicht aus Rücksicht auf die weißen Farmer, sondern aus Trägheit. Trotz mehrfacher politischer Willensbekundungen, hat es die neue Administration in zehn Jahren politischer Unabhängigkeit noch nicht einmal geschafft, das bereits vorhandene, touristisch wichtige Grenztor Mata-Mata zum Kalahari-Gemsbock-Nationalpark in Südafrika wiederzueröffnen.

Die Nationalparkverwaltung, Wildbiologen aus dem Ökologischen Institut von Etoscha, benachbarte Grenzfarmer und private Naturschutzorganisationen treffen sich inzwischen regelmäßig, um aktuelle Löwenprobleme zu besprechen und pragmatische Lösungen zu finden. Der Etoscha-Grenzzaun soll, auch mit Hilfe der privaten Löwenstiftung, besser instandgehalten werden. Ein 32 Kilometer langes Teilstück des rund 430 km langen Südzaunes, wird als Teststrecke sogar elektrifiziert. Doch selbst wenn es gelänge, die Löwen dadurch im Nationalpark zu halten, ist die Errichtung und Unterhaltung eines Elektrozaunes extrem teuer und auf Dauer wohl nur mit auswärtiger Hilfe zu finanzieren. So wird dieser Zaun wohl zu einem weiteren Symbol unüberbrückbarer Gegensätze, zwischen westlichen Naturschutzidealen und afrikanischer Realität, zwischen europäischer "Entwicklungshilfe" und "afrikanischer Renaissance".

In mehreren afrikanischen Ländern, z.B. in Sambia, Simbabwe, Namibia, Botswana und Tansania, gibt es seit einigen Jahren auch Wildhegegebiete auf besiedeltem öffentlichem Land. Internationale Berühmtheit bei Auslandsjägern und fortschrittlichen Naturschützern, haben die "CAMPFIRE"-Gebiete in Simbabwe erlangt. Diese kommunalen *Conservancies* werden von der örtlichen Bevölkerung ähnlich einer Jagdgenossenschaft verwaltet. Ortsansässige haben das Recht, ihr Wild im Rahmen eines behördlich genehmigten Bewirtschaftungsplanes zu nutzen. Sie können selbst jagen oder die Nutzungsrechte verpachten. Durch Vergabe von Jagdkonzessionen an Berufsjäger und durch Safari- oder Lodgekonzessionen an andere Tourismusunternehmen, profitieren die Leute finanziell auch von dem Großraubwild, das in ihrem Gebiet vorkommt. Trotzdem geht es den Löwen in den kommunalen Wildhegegebieten nicht viel besser als auf privatem Farmland.

In Namibia sorgte kürzlich ein Fall für Aufsehen, der symptomatisch ist. Es geschah in der Torra-Hegegemeinschaft, im Süden des fernen Kaokoveldes. Traditionell halten die Leute dort Rinder, Ziegen und Esel. Nach europäischen Maßstäben, hat das Vieh keine besondere wirtschaftliche Bedeutung, wenn man sie ins Verhältnis zu dem touristischen Potential des Kaokoveldes setzt. Die

spektakuläre Naturlandschaft und das Großwild locken seit Jahren gut zahlende Touristenscharen aus aller Welt an. In der trockenen Bergwildnis des Kaokoveldes gibt es noch Spitzmaulnashörner, die berühmten Wüstenelefanten, Leoparden, Geparden, Löwen und Hyänen, außerdem Bergzebras, Strauße, Springböcke, Oryx, Kudu und die endemische Schwarznasenimpala. Die Zahl hochwertiger Arbeitsplätze im Tourismus wächst stetig an. Für die Bergdama und Herero, nomadisierende Viehhalter seit Generationen, bleibt das Vieh aber ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität und des traditionellen Lebensstils.

Ein paar engagierte Naturschützer haben es dennoch geschafft, die Leute für den Wild- und Naturschutz zu motivieren. Seit Jahren gibt es eine freiwillige Wildhütertruppe, und seit kurzem ist die örtliche Wildhegegemeinschaft staatlich anerkannt. Sie bezieht finanzielle Einnahmen aus mehreren Konzessionen an Safarifirmen, darunter ein Jagdunternehmen. Zudem dürfen die Leute im Rahmen einer genehmigten Abschußquote selbst jagen und das Wildpret nutzen.

Doch dieses grundsätzlich vernünftige System eines nutzenden Naturschutzes, von Naturschützern und Jagdverbänden gleichermaßen gepriesen, ist noch nicht fest etabliert. Es wurde von Weißen mit europäischen Wert- und Naturvorstellungen aufgebaut und wird noch immer von westlichen Naturschutzverbänden wesentlich mitgetragen. Als der für Raubtierforschung und -schutz zuständige Naturschutzbeamte einmal nicht zu erreichen war - er weilte auf einem wissenschaftlichen Kongress in Übersee - fiel man schnell in die alten Verhaltensmuster zurück.

Eine Gruppe Geparden, die sich bei einer Ansiedlung eingestellt hatte und eine Attraktion für ein nahes Touristencamp geworden war, schlug ein paar Ziegen. Zum Entsetzen der Tourismusleute, fackelte der Ziegenhalter nicht lange und erschoss die Raubkatzen. Zu seiner Rechtfertigung meinte der Mann, ein Mitglied der Hegegemeinschaft, die Naturschützer müßten halt besser auf ihre Katzen aufpassen. Einem Löwen, der zwei klapprige Esel geschlagen hatte, ging es kurz darauf nicht besser. Die nächste erreichbare Stelle der staatlichen Naturschutzbehörde, schickte die Anti-Wilderer-Einheit des Etoscha-Nationalparks zur Hilfe. Doch diese Truppe rekrutiert sich aus ehemaligen SWAPO-Guerillakämpfern. Das sind keine sanften Naturschützer, sondern im Buschkrieg geschulte, militärisch bewaffnete Krieger, die mit dem Schnellfeuergewehr argumentieren. Ohne weitere Rücksprache wurde das Löwenrudel aufgespürt und mit mehreren Salven eingedeckt. Zwei Löwen blieben auf der Strecke, die anderen entkamen angeschweißt. Als der zuständige, weiße Naturschutzbeamte wenig später eintraf, war von seinen Löwen nicht mehr viel übrig. Sie waren bereits durch die Kochtöpfe in die Mägen der der stets hungrigen Dorfbevölkerung gewandert.

Eine Ursache für diese scheinbare Unvernunft, sind menschliche Schwächen im System. Es ist vorgekommen, daß die örtlichen Häuptlinge und Verwaltungschefs, Einnahmen aus der Wildnutzung nicht aufteilten, sondern sich selbst bereicherten. Nicht nur sie, auch ihre Leute meinten, für einen Mann in herausragende Position sei das ein natürliches Anrecht. Naturschutzverbände und Entwicklungsorganisationen, die auf die Kooperation mit Schlüsselpersonen angewiesen sind, ignorieren gewisse Ungerechtigkeiten, um das Gesamtprojekt nicht zu gefährden. So erklären sich auch Widersprüche zwischen dem international gepriesenen Erfolg der CAMPFIRE-Projekte in Simbabwe und der Realität vor Ort. Der kleine Mann in einem abgelegenen Dorf, weiß nichts von einem Wildnutzungsprojekt. Irgendwelche Vorteile oder Einnahmen aus der Wildnutzung sind bis zu ihm nie vorgedrungen. Doch genau er ist es, der von den Wildschäden erdrückt wird.

Der Hauptgrund für solche Rückschläge ist aber die tiefsitzende Aversion der afrikanischen Landbevölkerung gegen gefährliches Großwild. Sie kann auch durch aufwendige Aufklärungs- und Ausbildungsprogramme nicht völlig beseitigt werden, weil sie zumindest teilweise begründet ist. Einnahmen aus Konzessionsabgaben und Trophäengebühren mögen wirtschaftlichen Verluste durch Schadwild mehr als aufwiegen. Doch die ständige Bedrohung, unter der die Leute leiden, ganz zu schweigen vom Verlust an Menschenleben, ist finanziell nicht kompensierbar.

Traditionelle Viehhalter, die mit dem Großraubwild wohl oder übel auskommen müssen, gibt es immer weniger. Oft beschrieben und weithin bekannt, ist wohl das alte System der Massai in

Ostafrika. Die Viehkräle werden mit Dornenverhauen vor Löwen geschützt. Ein junger Krieger wird erst zum Mann, wenn er einen Löwen mit dem blanken Speer getötet hat. Doch die Zeiten ändern sich. Nicht nur einzelne Schadlöwen, ganze Löwenrudel werden heute mit dem Schnellfeuergewehr oder mit Giftködern viel wirksamer und nachhaltiger beseitigt als mit dem Speer.

Die Löwen, die auf manchen Jagd- und Wildfarmen, in mehr oder weniger großen "Löwencamps", für Phototouristen und "Trophäenjäger" gehalten werden, seien hier nur kurz erwähnt. Sie können für den einzelnen Farmer wirtschaftlich wichtig sein. Zur Erhaltung einer möglichst großen genetischen Vielfalt der Art, tragen sie ebenfalls bei. Aus jagdlicher Sicht sind sie aber nur bessere Zootiere.

Wilde Löwen werden in Zukunft wohl nur noch in ganz dünn besiedelten Landschaften Afrikas existieren. In großen Naturreservaten und Safarigebieten, also landwirtschaftlich marginalen Räumen, wo die Gesamtvorteile aus der Wildhaltung größer sind als die von Ackerbau und Viehzucht oder Industrialisierung. Wo nachts wilde Löwen brüllen, da ist noch ursprüngliches Afrika.

Krokodile (*Crocodylidae*)

Krokodile sind lebende Fossilien. In der Kreidezeit, vor über 100 Millionen Jahren, als Dinosaurier noch die Welt beherrschten, gab es sie schon. Heute sind die Panzerechsen noch mit 21 Arten in den Tropen und Subtropen der ganzen Welt vertreten. Drei Arten findet man in Afrika. Das westafrikanische Stumpfkrokodil (*Osteolaemus tetraspis*) und das zentralafrikanische Panzerkrokodil (*Crocodylus cataphractus*) sind kaum bekannt und relativ klein. Sie seien hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Das riesige Nilkrokodil (*Crocodylus niloticus*) hingegen, gehört ohne Zweifel zum Großraubwild. Es war noch in historischer Zeit in fast allen Gewässern Afrikas, Vorderasiens und Madagaskars verbreitet. Schon seit der Antike ist es in Europa bekannt.

Ein neueres jagdliches Werk über das Großwild der Erde, behandelt nur Säugetiere. Doch nach welchen Kriterien kann man das kuriose Erdferkel oder die winzige Schwarzfußkatze zum Großwild erklären und die riesigen, wehrhaften Krokodile nicht einmal erwähnen? Ein afrikanischer Fluß, in dem keine Krokodile leben, ist wie eine Savanne ohne Löwen. Liest man Geschichten der großen Entdecker, Forscher und Afrikajäger, so haben sie alle auch Krokodile erlegt. Bis zum Anfang des vergangenen Jahrhunderts, wurden vereinzelt noch Giganten von über sieben Meter Länge erbeutet. Im Vergleich mit einem fünf Meter langen Koloß, der rund eine Tonne auf die Waage bringt, müssen diese Riesen etwa zwei Tonnen gewogen haben.

Der deutsche Jäger BESSER soll im Jahre 1903 im damaligen Deutsch Ostafrika ein 7,6 Meter langes Krokodil erlegt haben, dem sogar noch ein Viertel des Schwanzes fehlte. Der Bauchumfang soll 4,26 Meter gemessen haben, der Schädel 1,4 Meter lang und 0,95 Meter breit gewesen sein. Im Vergleich dazu sind die heutigen Exemplare erst halbwüchsig. Doch solche Geschichten sind kein Jägerlatein. Skelettreste einer Nilkrokodilform von Madagaskar lassen auf eine Länge von zehn Metern schließen. Die riesigen Leistenkrokodile (*Crocodylus porosus*), die von Indien bis Nordaustralien vorkommen, das südamerikanische Orinokokrokodil (*Crocodylus intermedius*) sowie das ebenfalls amerikanische Spitzkrokodil (*Crocodylus acutus*) werden auch über sieben Meter lang.

Krokodile werden seit Menschengedenken verfolgt. Doch erst mit Aufkommen der Feuerwaffen wurden sie stark dezimiert und in weiten Gebieten ausgerottet. Der jahrzehntelangen Überbejagung fielen die wahren Riesen wohl zum Opfer. Das Nilkrokodil kann über 120 Jahre alt werden. Doch ab einem Alter von 20 Jahren wächst es nur noch drei bis vier Zentimeter jährlich. Die im Vergleich zu den weiblichen Tieren deutlich größeren Bullen, sind mit zwanzig Jahren erst etwa drei Meter lang. Um eine Größe von sieben Metern zu erreichen, bräuchten sie also noch ein ganzes Jahrhundert. Heutzutage gilt ein Nilkrokodil von über 4,50 Meter Länge als hochkapital und fünf Meter wären Weltrekord. Sieben Meter Krokodil sind heute so unwahrscheinlich wie zweihundert

Pfund Elfenbein pro Zahn bei einem kapitalen Elefanten oder eine tausendjährige Eiche im Wirtschaftswald.

Junge Krokodile ernähren sich von allerlei Kleinjetier, Fischen, Schildkröten und Aas. Doch je größer sie werden, desto häufiger attackieren sie schöpfendes Großwild und ziehen es ins Wasser. Das Gebiß ist nicht geeignet, größere Antilopen oder Büffel zu zerreißen. Deshalb wird das Opfer ertränkt und der Verwesung überlassen, nicht selten in einem Versteck unter überhängenden Uferbänken. So haben einzelne Glückliche einen Krokodilangriff nur überlebt, weil die Riesenechse sie als Vorrat im Ufergestrüpp verstaut hat. Erst wenn das Fleisch mürbe ist, können Krokodile große Fetzen herausreißen, indem sie sich verbeißen und mit kräftigen Schwanzschlägen um die eigene Körperachse drehen. Für diese urtümlichen Echsen passen Rinder und Menschen genauso ins Beuteschema wie Büffel oder Affen. In Afrika werden alljährlich unzählige Menschen von Krokodilen gefressen. Die hilflose Furcht vor den Riesenechsen sitzt so tief, daß sie in manchen Kulturen als Götter verehrt werden. Bis in jüngste Zeit, wurden den Krokodilen sogar religiöse Menschenopfer gebracht. Noch heute werden in afrikanischen Kriegsgebieten, Menschen den Krokodilen zum Fraß vorgeworfen, um die Bevölkerung zu terrorisieren.

"*Four foot croc are big enough to give you major trouble* ", hatten die alten Rhodesier mich gewarnt. Um jeden Zweifel auszuschließen, wurden solche Aussagen mit grausigen Erlebnisschilderungen untermalt. Ein 1,20 Meter langes Krokodil sieht zwar nicht aus, als könnte es einen in größte Schwierigkeiten bringen, doch ich habe die Warnungen ernst genommen. Erst kürzlich wurde ich darin bestätigt, und zwar durch ein dramatisches Ereignis in Natal. An einem Küstensee bei St.Lucia, waren ein Vater mit Sohn und kleiner Tochter beim Angeln. Mit Krokodilen rechneten sie in diesem flachen Gewässer wohl nicht. Plötzlich wurde der Junge von einem Krokodil gefaßt. Das Wasser war seicht und die Echse nur etwa 1,50 Meter lang. So konnte der Vater seinem Sohn helfen. Er schlug mit einem Knüppel auf das Krokodil ein, bis es losließ. Der Junge rettete sich an Land, doch nun hatte das Reptil den Vater gefaßt und zog ihn immer weiter ins Wasser. Der Mann behielt zwar seinen Stand, doch das Krokodil ließ nicht los. Der verletzte Sohn und die kleine Tochter standen unter Schock. Sie konnten ihrem Vater nicht helfen. Weit und breit war kein anderer Mensch, der hätte helfen können. Während die Kräfte des Mannes langsam nachließen, hielt ihn die Echse weiter fest und versuchte, ihn unter Wasser zu ziehen. Über eine Stunde dauerte der Todeskampf. Dann verlor der Mann den Halt und wurde in dem nur hüfttiefen Gewässer vor den Augen seiner Kinder ertränkt!

In manchen entlegenen Gebieten, werden Verluste an Vieh und Menschenleben von schwarzen Afrikanern noch immer mit Schicksalsergebenheit hingenommen. Der Fluß, an dem wir ein Lager hatten, wimmelte von Krokodilen. Den Uferbereich, an dem die Arbeiter täglich Wasser holen mußten, hatten wir durch starken Maschendraht geschützt. Beim Angeln achteten wir besonders auf Krokodile und hielten gebührenden Abstand zum Ufer. Einer meiner Helfer hatte ein verstümmeltes Bein von einem Krokodilangriff in seiner Kindheit. Die Jungs konnten Geschichten erzählen, von großen Krokodilen, die Verwandte und Bekannte gefressen hatten. Dennoch standen sie beim Waschen und Fischen nicht selten bis zu den Knien im Wasser. Krokodile gehören zu einem Gewässer wie Malaria, Bilharziose oder Flußblindheit. Warum sollte man aufpassen, wenn man ihnen ohnehin nicht entgehen kann, wenn die Zeit gekommen ist?

Die europäischen Siedler hatten eine andere Einstellung. Wo Krokodile zur Gefahr für Mensch und Vieh wurden, versuchte man sie auszurotten. Die Kolonialverwaltungen zahlten Prämien für jede erlegte Echse. Dann kam Krokodilleder in Mode. Es lohnte sich, den Krokodilen auch in den entlegensten Gebieten nachzustellen. Die Jagd nach Häuten war einfach. Wahllos wurde jedes Krokodil geschossen, das in Sicht kam. Zwar hatten nur jüngere Tiere einen Wert, doch die großen Echsen mußte man ebenfalls schießen, um die Beute bergen zu können. Nachts braucht man die Wasseroberfläche nur mit einem Scheinwerfer abzuleuchten. Sobald ein Krokodil auftaucht, um Luft zu holen, schießt man es zwischen die Lichter. Noch in den 19sechziger Jahren wurde mancher durch legale Krokodiljagd in kurzer Zeit reich.

Durch diese Verfolgung und wirtschaftliche Ausbeutung standen manche Krokodilarten Anfang der 1970er Jahre vor der Ausrottung. Erst mit dem Aufkommen von Krokodilfarmen, Schutz in Naturreservaten und Kontrolle des Handels mit Häuten durch das CITES, hat sich die Situation geändert. In manchen afrikanischen Naturreservaten ist das Nilkrokodil wieder häufig geworden. Man findet auch wieder größere Exemplare. Die Wilderei lohnt sich kaum, weil die Nachfrage nach Häuten inzwischen durch Krokodilfarmen gedeckt wird. Die Krokodilhaltung ist relativ einfach. Häute aus legaler Gefangenschaftshaltung, werden mit Mikrotranspondern markiert, um sie von gewilderten Häuten unterscheiden zu können. Das anfallende Fleisch wird in Restaurants als Delikatesse angeboten, obwohl es ganz ähnlich wie Huhn schmeckt.

Indessen züchten nicht alle Krokodilfarmen den Nachwuchs selbst. Denn dazu muß man viele große, geschlechtsreife Tiere durchfüttern und aufwendige Gehege unterhalten, die dem komplizierten Brutpflegeverhalten gerecht werden. Viel einfacher ist es, Gelege in freier Wildbahn zu sammeln und im Brutkasten auszubrüten. Das ist in manchen Ländern durchaus legal, selbst in Naturreservaten. Die Aufzucht im Brutschrank garantiert eine hohe Überlebensrate. In der freien Natur hingegen, werden viele Gelege von Nilwaranen und anderen Eiräubern geplündert, obwohl die Mutter ihr Gelege bewacht. Von den geschlüpften Jungen wiederum, überleben weniger als fünf Prozent das erste Lebensjahr. Durch das kontrollierte Eiersammeln wird die Wildpopulation nicht geschädigt, solange ein Teil der Aufzucht nach einem Jahr wieder freigelassen wird. Das ist die Bedingung der Naturschutzbehörden. Besser als reine Gefangenschaftszucht ohne Bezug zur Natur, haben wilde Krokodile und ihr Lebensraum so einen Wert für die Krokodilfarmer.

Außerhalb der Naturreservate und Safarigeiete sieht es freilich anders aus. In dichter besiedelten Regionen werden Krokodile nach wie vor verfolgt, weil sie eine Bedrohung für Mensch und Vieh sind. Mit leichterem Zugriff auf Feuerwaffen, schwindet die Lethargie der farbigen Völker: Nur ein totes Krokodil ist ein gutes Krokodil. Findet man in den Kommunalgebieten noch Krokodile, dann sind es meist Winzlinge.

Mit der Trophäenjagd auf das Nilkrokodil, ist es ganz ähnlich wie mit der Jagd auf Seebären. Es ist ganz einfach, irgendein Krokodil zu schießen. Die jagdliche Herausforderung liegt darin, einen wirklich kapitalen Bullen zu erbeuten. Diese sind territorial und verteidigen ihr Revier gegen Eindringlinge. Während die anderen Krokodile sich tagsüber stundenlang an Land sonnen, bleiben die stärksten Bullen im Wasser und patrouillieren ihren Uferbereich. An Land kommen sie fast nie. Im Wasser kann man die Größe eines Krokodils aber nicht sicher einschätzen. So ist viel Zeit und Geduld erforderlich, um einen wirklich kapitalen Krokodilbullen auszumachen und zu erlegen. Vielleicht ist das ein Grund, warum große Krokodile heute kaum noch zur Strecke kommen.